

# VERDASAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Meline. Skizze nach der Natur von G. Hermstein. — Herzogin Karl Theodor von Bayern. Von Franz Lenbach. — Ein Tag in einer polnischen Wirthschaft. Von Eugen Laborne. — Bigamie. Von J. Rougeron. — Sonntag-Abend in Scheveningen. Von Rudolf Jordan. — Bücher und Frauen. Von Richard Schmidt-Cabanis. — Lenbach's Atelier. Von Günther von Freiberg. — Mosaik. — Nachträge zur Weihnachts-Literatur. — Die Mode (mit Abbildungen). — Schach. — Zweifelhige Charade. — Unterhaltungs-Ausgabe Nr. 6. — Correspondenz. — Bazar-Album.

## Meline.

Skizze nach der Natur von G. Hermstein.

Todt?

Das Wort stand als ängstliche Frage deutlich auf den erschrockenen Gesichtern der Oberwärtlerin und der beiden Assistenzärzte des Her Krankenhauses.

Man hatte die junge Dame, die so weiß und regungslos auf dem Bette hingestreckt lag, soeben aus dem Hotel gebracht. Dort war sie in der Nacht zuvor angekommen, hatte morgens einen kurzen Gang in die Stadt gemacht, sich dann in ihr Zimmer eingeschlossen und nichts mehr von sich hören lassen. Als man Abends auf wiederholtes Klopfen und Rufen keine Antwort erhalten, hatte man ihre Thür erbrochen und sie so gefunden, wie sie jetzt hier lag: bleich und starr, eine klaffende Wunde oberhalb des Magens und zwei tiefe Kreuzschnitte an jedem Handgelenk... sie hatte sich erdolcht und sich die Adern aufgeschnitten — und heut war Christabend.

„Noch lebt sie,“ sagte Dr. Dahlmann nach einer bangen Pause, in welcher er sein Ohr fest an die marmorweiße Brust gepreßt hatte, die in ihren edlen jungfräulichen Contouren an die Eudische Venus der Glyptothek zu München erinnerte.

Der zweite Arzt, welcher inzwischen die Handgelenke betrachtete und ein erregtes: „Keine Arterie getroffen!“ gemurmelt hatte, griff schweigend nach Nadel und Zwirn und begann die Wunde am Herzen zuzunähen. Nur selten noch drang dabei ein Tropfen Blutes aus den verletzten Theilen und färbte die Finger und die Manschetten des Arztes purpurroth, dagegen begann der Brustkasten sich leise zu heben und zu senken, bis nach einem tiefen Athemzuge die Fremde die Augen aufschlug.

Ihre erste impulsive Bewegung war, sich ein schwarzes Tuch, das lose um ihren Hals lag, vor-

zuziehen, dann sahen ihre Blicke groß und erstaunt, mit vollem Bewußtsein, auf die beiden Aerzte und die Frau, glitten fragend über die kahlen weißen Wände des Zimmers und blieben endlich aufmerksam auf den Fingern des Näheren haften.

„Warum lassen Sie sich denn die Nägel so lang wachsen?“ fragte sie nach einer Weile mit ruhiger Stimme, als wäre das momentan die einzige Sache der Welt, die ihr allenfalls von Interesse sei, und als ginge alles Uebrige sie nicht entfernt an.

„Warum ich —?“ Der junge Arzt hielt einen Augen-

blick vor Erstaunen mit dem Nähen inne. „Weil — weil ich nicht Klavier spiele,“ antwortete er verwirrt und nähete weiter.

„Das glaube ich! Sie sehen gar nicht musikalisch aus,“ meinte sie mit einem halben Lächeln, und als wäre mit der Beantwortung ihrer Frage ihre Theilnahme an den Angelegenheiten dieser Erde in der That erschöpft, schloß sie die Augen wieder, ohne Dr. Dahlmann und die Wärterin noch eines zweiten Blickes gewürdigt zu haben.

Die Drei sahen sich verblüfft an. Das waren die ersten Worte, die eine Selbstmörderin, nachdem sie wieder zum

Leben erweckt worden, aussprach! Die Wärterin strich sich stumm, wie in sittlicher Entrüstung über die blaue Schürze, der jüngere Arzt, Dr. Kunz, welcher eben den Faden abgeschnitten, wurde langsam dunkelroth und der ältere lächelte malitios vor sich hin, dann sagte er in just nicht allzu fließender Rede ein paar lateinische Sätze zu seinem Kollegen. Sofort öffneten sich wieder die Augen der Fremden.

„Sprechen Sie Ihr Latein, wenn Sie mich secirt haben werden, nicht eher,“ sagte ihre metallische Stimme gebieterisch.

Da diese Mahnung augenblicklich passender war, als die Fremde ahnte, biß sich Dr. Dahlmann mit einem halb cynischen, halb geärgerten Lächeln auf die Unterlippe und trat an das Kopfende des Bettes, so daß ihn die Dame nicht sehen konnte. Dort überließ er sich einer stillen Betrachtung über die Persönlichkeit der Selbstmörderin, indeß Dr. Kunz sich mit den verletzten Handgelenken beschäftigte, die ihm in ihrer Feinheit und Gebrechlichkeit ein besseres Kennzeichen von „Rasse“ waren, als seinem Kollegen der blumenhafte Teint, der in seiner Zartheit sich bei dem brandrothen, offenbar sorgsam gepflegten Haare fast von selbst verstand. Ihren Anzug bildete ein Trauerkleid vom feinsten Stoff, Schmuck trug sie nicht, außer einer goldenen Uhr, welche an einem langen schwarzen Schnürchen be-



Herzogin Karl Theodor von Bayern. Nach einem Pastellporträt von Franz Lenbach.

festigt war, und einem kleinen merkwürdig gefassten Brillanten an der linken Hand.

Die Wärterin, von Dr. Kunz mit einem Austrage hinausgeschickt, kehrte eben mit einer weißen Jacke und Verbandstreifen zurück. Aber der anfänglichen Bitte, dann dem entschiedenen Wunsche der Frau, das Tuch ab- und dafür die Jacke anzulegen, setzte die Kranke ein so ruhig vornehmes, nicht mißzuverstehendes: „Nein, später!“ entgegen, daß die Ärzte beide hinausgingen, um den Toilettenwechsel nicht unnütz aufzuhalten. Als die Wärterin das Zimmer wieder öffnete, lag die Fremde im Bett; sie sah dadurch, daß die schweren Flechten jetzt gelöst waren und auf den Schultern lagen, noch zarter aus als zuvor, auch ruhte auf ihrem Gesicht etwas wie müde Resignation.

Man verband ihr die Handgelenke.

„Machen Sie sich doch keine unnötige Mühe,“ sagte sie zwar, aber sie ließ es doch geschehen.

„Thut es weh?“ fragte Dr. Kunz halblaut.

„Nein, gar nicht; merkwürdigerweise schmerzt auch die Wunde am Herzen nicht.“

„Das kommt daher, daß Sie das Herz nur oberflächlich berührt und sich dafür den Nervenstrang durchschnitten haben,“ sagte Dr. Dahlmann kalt.

„Ich werde das nächste Mal besser zu treffen wissen,“ entgegnete sie in gleichem Tone.

„Frau Sey, haben Sie heut die Nachtwache?“ fragte er die Oberwärtlerin.

„Ja, Herr Doctor.“

„So werden Sie hier bleiben und die Dame keine Sekunde allein lassen,“ sprach er streng, indem er einen festen Blick auf die Patientin heftete, deren Arm er jetzt auffallend langsam und vorsichtig auf die Bettdecke zurücklegte.

„Bist Du nicht bald fertig, Kunz?“ fragte er seinen Kollegen, welcher noch immer den Streifen um das linke Gelenk legte.

„Gleich, geh nur voran.“

Aber Dahlmann wartete an der Thür. Dr. Kunz beeilte sich jetzt und flüsterte leise: „Ich sehe in einer halben Stunde wieder nach Ihnen,“ dann verließ er mit dem Anderen das Zimmer.

Die Wärterin setzte sich an das Bett. Eine Weile blieb es still. Plötzlich richtete sich die Kranke halb auf und sagte mit weicher, unbeschreiblich sanfter Stimme: „Sie verlieren um meinenwillen den Weihnachtsabend, liebe Frau; das thut mir sehr, sehr leid,“ und sie streckte der Wärterin ihre schwache verbundene kleine Hand entgegen.

Nun war zwar Frau Sey eine grimmig dreinblickende, strenge Person, aber sie hatte eine Stelle, wo sie sterblich war: sie zerschmolz einer weichen Stimme gegenüber wie Wachs. Und so nahm sie denn jetzt die zarte kleine Hand in ihre beiden rauen, und freundlich darüber hinreichend, sagte sie: „Es thut nichts, Fräulein. Ich habe mein Geschenk ohnehin schon bekommen und hätte doch bei irgend einer Kranken wachen müssen.“

„So bin ich also im Hospitale?“

„Im städtischen Krankenhaus, ja.“

Die Fremde seufzte tief. „Wenn ich gewußt hätte —“ murmelte sie und versank in tiefes Sinnen.

„Lassen Sie alles Nachdenken und schlafen Sie, Fräulein. Sie müssen sehr schwach sein,“ sagte die Wärterin, die Kranke absichtlich in ihrer Grübeleien störend.

Die junge Dame wandte den Kopf nach der anderen Seite und lag nun so regungslos da, daß Frau Sey überzeugt war, sie sei eingeschlafen. Aufmerksam betrachtete sie ihren Schützling. Sie hatte noch keine solche Patientin in ihrer Pflege gehabt; meist waren es Frauen aus den untersten Klassen, Dienstmädchen und dergleichen, und wenn ja einmal eine elegant gekleidete Kranke gebracht worden, so war sie dieser aus guten Gründen mit großem Mißtrauen und ziemlich unverholener Verachtung entgegengetreten. Aber hier wäre ihr ein solches Benehmen unmöglich gewesen, dieser vornehmen jungfräulichen Erscheinung gegenüber gab es gar kein Verkennen. Daß freilich gerade ein Selbstmord —! Was die Fremde nur dazu getrieben hatte? Sie war jung, schön, reich (Frau Sey schloß dies aus dem Ringe, dem Kleide und der außerordentlich feinen neuen Wäsche), lebenswürdig, wenigstens gegen sie, die Oberwärtlerin, wenngleich nicht zu Dr. Dahlmann . . . aber der war auch danach —! Hier verlor sich Frau Sey in Reflexionen über diesen ihren Vorgesetzten.

Die Thür öffnete sich leise.

„Schläft sie?“ fragte Dr. Dahlmann flüsternd.

„Ja,“ sagte die Wärterin.

„Nein,“ antwortete die Kranke, ohne sich umzuwenden. „Wie befinden Sie sich?“ sprach der Arzt und beugte sich über sie, um ihr Gesicht zu sehen.

„D vorzüglich,“ lächelte sie kühl.

Mechanisch faßte er nach dem Pulse, und trotzdem dieser verbunden war, behielt er ihren Arm fest in seiner Hand.

„Haben Sie irgend einen Wunsch?“ fragte er.

„Nein.“

„Aber Sie müssen etwas zu sich nehmen.“

„Ich will nichts.“

Hier wurde die Thür zum anderen Male geöffnet, und herein trat Dr. Kunz mit einer Tasse, die er vorsichtshalber in beiden Händen hielt. Er schien unangenehm überrascht, seinen Kollegen ebenso pflichteifrig als sich selbst zu finden, ließ sich jedoch durch ihn nicht abhalten, gleichfalls an das Bett zu treten und mit freundlicher Stimme zu sagen: „Ich bringe Ihnen etwas Gutes, gnädiges Fräulein.“

„Sie dankt,“ meinte Dahlmann lakonisch.

„O, Sie werden mir sicher die Freude machen, etwas davon zu genießen,“ sprach Kunz unbeirrt zu der Patientin, und indem er der Oberwärtlerin einen Wink gab, die Kranke ein wenig emporzurichten, nahm er den Stuhl ein und reichte ihr einen gefüllten kleinen Löffel mit so unwiderstehlicher Liebeshwürdigkeit, daß die junge Dame wirklich die blassen Lippen öffnete und sich wie ein Vögelchen füttern ließ.

„Morgen werden Sie schon wieder selbst essen können,“ tröstete Dr. Kunz, als er zu bemerken glaubte, daß die Fremde über ihre eigene Hilfslosigkeit lächelte. Sie nickte gleichgiltig, sagte ihm diesmal aber nicht, daß der Grund ihrer Heiterkeit wiederum seine Finger seien: die Nägel waren jetzt kurz abgeschnitten.

„So, das ist für heut genug,“ sprach er, indem er sich erhob, „nun schlafen Sie.“

Nach einem nochmaligen scharfen: „Wachen Sie gut, Frau Sey!“ von Seiten des Dr. Dahlmann gingen beide Ärzte aus der Krankstube.

Draußen auf dem Korridore blieb Dr. Kunz stehen.

„Weshalb kamst Du noch einmal herüber?“ fragte er lächelnd, doch hörte der Andere den inneren Aerger heraus. „Du mit Deinem so sicheren Blicke wirst doch nicht behaupten wollen, daß das Mädchen in Deine Irrenstation gehöre?“

„Ich halte Sie für ausgesprochen verrückt,“ entgegnete Dahlmann kalt; „sobald die Schnittwunden geheilt sind, werde ich sie reclamiren.“

„Dieses Vergnügen wird Dir der Medicinalrath durch seine Entscheidung hoffentlich stören,“ rief Kunz gereizt, fügte ein ärgerliches: „Gute Nacht!“ hinzu und schritt die Treppe nach seiner Wohnung hinauf, indeß Dr. Dahlmann mit einem satirischen Lächeln auf den Lippen durch die langen Korridore hinüber nach dem linken Flügel des mächtigen Gebäudes schritt, wo mitten unter den unfreundlichen Zellen seiner Geisteskranken das elegante Domicil des Irrenarztes sich befand. In bester Laune schloß er die Thür auf, machte Licht, und nachdem er sich eine Cigarre angezündet, streckte er sich in dem behaglich durchwärmten Raume auf das Sopha. „Eine Acquisition!“ schmunzelte er und beobachtete vergnügt die blauen Wölkchen, welche er in die Luft blies.

Und während der eine Arzt in cynischer Speculation, der andere in herzlichem Interesse über die Persönlichkeit der Kranken nachsann, lag der Gegenstand dieser Betrachtungen in festem traumlosem Schlafe, der theils eine natürliche Folge der Körperschwäche, theils das Ergebnis einer inneren Stille war, wie sie friedlicher kaum in der Seele eines Kindes wohnen konnte.

Denn die Fremde hatte mit der Welt abgeschlossen. Sie hatte den Inhalt ihrer Gegenwart und Zukunft berechnet, und das Facit hieß: Armuth und Kränklichkeit. Mehr! Sie hatte in ihrem kurzen jungen Leben schon gesehen, daß das Verdienst betteln geht, während das Unverdient schwelgt, daß der fleißige Arme verachtet wird und der träge Reiche verehrt, daß das Genie dem Spotte begegnet und der lächerliche Weisheitsdünkel anmaßender Thoren der Anerkennung, mit einem Worte: sie hatte hinter den Schleier des Iffsbildes geschaut und mit der Täuschung war ihr das Glück geschwunden. Wäre ihr Leben minder reich an Entbehrungen gewesen, so würde der gesunde Leichtsinne der Jugend ihren Blick nicht zu so trauriger Schärfe haben kommen lassen; so aber erkannte sie mit grausamer Klarheit nur zwei Möglichkeiten vor sich: langsame Aufreiben ihrer physischen und seelischen Kräfte im Kampfe um ihre zwecklose Existenz, oder ein rasches — sie nannte es muthiges — Ende. Kalt entschlossen wählte sie das letztere. Hatte auch heute der Dolchstoß das Herz verfehlt — noch gab es Wege genug, eine Bürde abzuwerfen, welche ihre zarten Schultern nicht länger ertrugen. Und sie hatte die Schiffe hinter sich verbrannt, es blieb ihr keine Rückkehr mehr zum Lande der Lebenden. —

Als am andern Morgen der Medicinalrath, nachdem er von Dr. Kunz einen ausführlichen Rapport über den seltsamen Gast entgegengenommen, in das Krankenzimmer trat, sah ihn die Fremde mit einem wunderlichen Blicke an. „Ein dritter Arzt?“ dachte sie befriedigt. „Das beschleunigt die Sache; man sagt sonst, daß schon einer genüge, um einen ins Grab zu bringen.“

Der alte Herr schickte die Wärterin hinaus und setzte sich gemächlich an das Krankenbett, das junge Mädchen aufmerksam betrachtend. Ihr feines blaßes Gesicht rief eine vage Erinnerung in ihm wach, — er mußte diesem oder einem ähnlichen schon früher begegnet sein. Und dann . . . dieser eigenthümlich gefasste kleine Brillant! Den hatte er sicher schon einmal gesehen.

„Mein liebes Kind,“ begann er mit freundlichem Tone, „wollen Sie mir sagen, was Sie bewog, gerade am Weihnachtstage einen Selbstmordversuch zu machen?“

„Ich wollte als Christkind in den Himmel kommen,“ antwortete sie ironisch.

Der Medicinalrath lächelte fein. „Der Grund läßt sich hören; und dann — . . . jene unglückliche Neigung, nicht wahr?“

Jetzt war die Reihe zu lächeln an ihr. „Die jungen Männer, die ich kenne, sind nicht danach, eine unglückliche Liebe einzulösen.“

„Von den älteren gar nicht zu reden?“

„Natürlich nicht,“ antwortete sie naiv.

„Hm!“ machte der alte Herr nachdenklich und fuhr erst nach einer Weile fort: „Hatten Sie keine religiösen Bedenken, einen so unchristlichen Schritt zu thun?“

„Nein, denn es gibt keinen Gott für die Armen,“ erwiderte sie hart.

„O!“ wehrte er ab. „— Also Armuth war das Motiv. Sonst nichts?“

„Sonst nichts? Wissen Sie denn, was Armuth heißt?“ fragte sie schneidend. „Wissen Sie, wie es thut, einen geliebten Vater, dessen Genialität seinen bewunderten Meistern Beethoven und Mozart nicht nachstand, Noten abschreiben zu sehen, um sich und den Seinigen Brot zu verschaffen? Und warum? Weil ein Offenbach, ein Strauß in der Mode ist! Und wissen Sie, wie es thut, das Klavier, worauf ein solcher Vater seine Compositionen entworfen, zu verkaufen, als noch kaum seine erkalteten Finger von der letzten Taste gegelitten . . . um ihn nur begraben zu können? Und was es heißt, nach seinem Tode drei Jahre lang mit kummerbeladenem Herzen Tag für Tag talentlosen Kindern für einen erbärmlichen Preis Klavierunterricht zu geben, und nach den Stunden mit zerrissenen Nerven nach Hause zu eilen, um eine kranke Mutter zu — ,erheitern?“ Wissen Sie das?“

„Nein,“ sagte er langsam, „das weiß ich nicht, aber ich weiß jetzt, daß Sie die Tochter des Componisten Reinhold sind.“

Ein entsetzter, entgeisterter Blick der Kranken traf ihn. Sie antwortete nicht.

„Leugnen Sie nicht, Kind,“ sprach er mild. „Ich hätte Sie an der Aehnlichkeit mit Ihrem Vater doch erkannt, auch wenn Sie nichts von ihm erzählt hätten und nicht den Ring trügen, den er als blutjunger Componist von dem verstorbenen König von Bayern bekommen.“

„Ja, ich bin Meline Reinhold,“ sagte sie tonlos; „nun gehen Sie hin und lassen Sie in die Zeitung setzen, daß die Fremde, die sich im Hotel das Leben nehmen wollte, das einzige Kind des Componisten der Schilflieder ist!“

„Sie haben nichts dergleichen von mir zu fürchten. Ihr Vater war mir ein lieber Jugendfreund, dessen geistvollem Verkehr ich manche anregende Stunde zu danken habe. Wären große Künstler nicht schlechte Correspondenten, so hätte ich von der Veränderung seiner damals glücklichen Verhältnisse wol etwas gehört, so aber blieb er für mich verschollen, als ich hierher kam. Hat er nie von mir gesprochen? Ich bin der Medicinalrath Mettner.“

„Ja, ja, oft!“ rief sie mit Thränen in den Augen.

„Und nun muß ich sein Kind so hier finden?“ fragte er vorwurfsvoll. „Dürften Sie denn Ihre Mutter so lieblos verlassen?“

„Meine Mutter ist vor einer Woche gestorben, ich habe auf Erden also nichts mehr zu thun,“ antwortete sie schon wieder mit jener Ruhe, die ein beredteres Zeugniß ihrer erlittenen Leiden war, als jede Erregtheit.

„Sie versündigen sich. Sie haben doch auch Pflichten gegen sich selbst.“

„Soll ich um dieser problematischen Pflichten willen mich fünfzig Jahre und länger mit Stunden geben abmühen? Das große Danaidensäß unverdrossen weiter zu füllen versuchen? Nein, Herr Medicinalrath, ich meine, daß, wenn schon der Mensch sich ungefragt in diese Welt setzen lassen muß, er zum mindesten das Recht haben sollte, seinen Abgang selbst zu bestimmen. Und da ich, wie gesagt, zu der Ueberzeugung gekommen, daß ein Gott nur für die Reichen und Glücklichen lebt, so halte ich den Selbstmord des Armen und Elenden für keine Sünde.“

„So will ich Ihnen denselben von einem anderen Standpunkte aus vorhalten: der Selbstmord ist unbestritten eine Feigheit.“

„Mag sein. Aber er ist wenigstens eine active Feigheit, und die ist manchmal muthiger als ein passiver Muth.“

„Ein Trostkopf sind Sie, gerade wie Ihr Vater, der auch an alle Wände rannte. Nun, wir sprechen uns noch,“ sagte lächelnd der Medicinalrath, indem er sich erhob.

„Lassen Sie sich vorläufig von Dr. Kunz gesund pflegen, er ist ein tüchtiger Chirurg. Und dem Dahlmann kommen Sie nicht mit solch paradoxen Ausprüchen, er verlangt Sie sonst in seine Specialkur. Noch eins. Sie betonen Ihre Armuth und trauern in so eleganter Robe?“

Er wies auf das feine Kleid, welches an einem Thürnagel hing.

„Es war die erste und einzige Pflicht gegen mich selbst, die ich mir in meinem Leben zu gestatten glauben durfte,“ antwortete Meline mit einem halb ironischen Ausblick ihrer eigenthümlich melancholischen Augen. „Ich wollte, da es mir schon nicht möglich war, als ‚Dame‘ zu leben, wenigstens als eine solche sterben. Zu diesem Zweck verkaufte ich unser geringes Eigenthum und equipirte mich von Kopf zu Fuß neu, — besonders auch mit Wäsche, damit kein Zeichen auf meine Spur leiten könne. Sie sehen, Herr Medicinalrath, ich kann mit Bias sagen: Alles Meinige trage ich bei mir. Dann reiste ich in diese weit entfernte Stadt, um mir hier, von Niemandem gekannt, den Tod zu geben. — Und nicht einmal diese kleine elende Günst hat mir das Schicksal gegönnt!“

„Es bewahrte Sie zu etwas Besserem auf, dafür lassen Sie mich sorgen, Fräulein Meline,“ sprach der alte Herr liebevoll, winkte mit Augen und Hand nach der Kranken zurück und schritt zur Thür. Plötzlich kehrte er noch einmal um.

„Sie werden es doch bei diesem einen Todesversuche bewenden lassen?“ fragte er.

„Nein, gewiß nicht!“ erwiderte sie ruhig.

„Hm! — Lassen Sie mit sich handeln, versuchen Sie wenigstens nichts dergleichen in den nächsten vierzehn Tagen. Versprechen Sie mir das?“

Sie sah ihn finster an.

„Fräulein Meline, es sind ja nur vierzehn Tage! Und ich war der Freund Ihres Vaters!“

„Nun wol, — weil Sie meines Vaters Freund waren!“ Sie legte ihre verbundene Rechte zugehend in seine ausgestreckte Hand, und befriedigt ging er aus dem Zimmer. Sofort trat eine Wärterin herein (diesmal nicht mehr Frau Sey) und nahm stillschweigend ihren Beobachtungsposten ein; Dr. Dahmann hatte die Leute offenbar gut instruiert.

Den Medicinalrath hatte die Unterredung ernster gestimmt, als er zeigen mochte. Nicht nur, daß er für die junge Dame das innigste Mitgefühl empfand, sondern es trat ihm auch in der Geschichte ihres Vaters ein Stück menschlichen Glends entgegen, das ihn tief erschütterte. Ein verkommenes Genie — o, er kannte dieses Kapitel im Buche des Lebens! Unendlich oft hatte er es gelesen, wenn er an den Kranken- und Sterbebetten der Unglücklichen ihre bitteren Klagen über die Ungerechtigkeit des Schicksals anhören mußte. — Reinhold, dieser wahrhaft geniale, hochsinnige Mensch, so jammervoll untergegangen! Er war stets verschwenderisch, großmüthig bis zur Unbesonnenheit gewesen, — man mochte diesen edlen Leichtsinns mißbraucht haben. Und dann, als er sich arm sah, war er wol zu stolz gewesen, sich an die zu wenden, welchen er durch seine Unterstützung aufgeholfen. Aber seine Compositionen? Auch hier fand der Medicinalrath eine Erklärung. Sein Freund war ein fanatischer Anhänger der Klassiker gewesen; seine Begeisterung für diese Meister kam nur seiner Verachtung für die moderne Musik gleich, und da er in genialer Unbekümmertheit seine Meinung stets aufrichtig aussprach, so mochte er vielfach angestoßen und sich die Verleger zu Feinden gemacht haben. Da war es freilich um ihn geschehen! Armer Reinhold, unglücklicher Freund! Und Dein Kind, Dein Ebenbild an Körper und Geist, mußte in der drückenden Atmosphäre der Armuth aufwachsen; sie, die gewiß Deine einzige Freude, Dein Stolz gewesen, schon frühzeitig die zarten Körperkräfte in anstrengenden Stunden aufreiben! Kein Wunder, daß sie verbittert war, daß sie, die ohne Licht und Sonnenschein groß geworden, sich endlich im Dunklen verloren.

In der Theorie verabscheute der Medicinalrath den Selbstmord — in praxi hatte er ihn noch jedesmal entschuldigt; gewiß ein besserer Beweis menschenfreundlicher Gesinnung, als wenn er kalt den Stab über solche Unglückliche gebrochen hätte, denn er behäftigte auf diese Weise ein Wort, wie es edler und milder als die berühmte Französin kaum je ein menschlicher Mund ausgesprochen: Tout comprendre c'est tout pardonner. — Auch hatte der Medicinalrath seine eigenen schnellgefaßten Pläne mit Meline, sie sollte nicht umsonst durch einen so wunderbaren Zufall — was Zufall! es gibt keinen, denn just der merkwürdigste Zufall ist eben die feinste Berechnung der Vorsehung! — durch eine so wunderbare Fügung in seine Obhut gegeben worden sein.

(Schluß folgt.)

**Ein Tag in einer polnischen Wirthschaft.\***

Von Eugen Osborne.

**Erstes Kapitel.**

„Panna Veronika!“

„Was befehlen Sie, Pani?“

Die „Pani“ (Herrin) liegt im Bette. Daneben steht ein Tischchen mit gebrauchtem Kaffeegeschirr und einem Schreibzeug.

\* Es soll mit nachstehendem Scherze durchaus nicht die Ansicht ausgedrückt werden, daß jede Wirthschaft in Polen einer sogenannten „polnischen Wirthschaft“ gleicht. D. V.

Die rothseidene Bettdecke, der Teppich, der Fußboden sind überfüet mit größeren und kleineren Papierstückchen, auf denen allen man die kriechenden Schriftzüge derselben unsicheren Frauenhand erkennt. Panna Veronika ist ein Mädchen mittleren Alters, brünett, mit einer spitzen Nase und stechenden schwarzen Augen. Sie sieht ganz gut aus und bekleidet im Hause das verantwortliche Amt einer Wirthschaftsmamsell.

„Meine Liebe, wir haben heute Besuch zu Mittag . . . . . Nennen Sie mir doch schnell einen Reim auf Gitarre . . . .“

„Die heilige Marie von Egypten!“

„Wa . . . was? Das soll sich auf ‚Gitarre‘ reimen!“

Das weiß ich nicht, Pani, aber sie war eine sehr gute Heilige. Nachdem sie achtzehn Jahre in der Wüste gelebt hatte, wurde sie schwarz . . . .“

„Ach, gehen Sie doch! Was kümmert mich ihr Teint! Zu einem Reim gehören zwei Worte, die einen ähnlichen Klang haben. Liebe, sagen Sie mir ein Wort, welches ungefähr so klingt wie Gitarre . . . .“

„Davon verstehe ich nichts, aber Sie können mir glauben, Pani, die heilige Marie von Egypten war eine sehr gute Heilige. Sie nährte sich blos von Wurzeln und Kräutern.“

„Ach, meinetwegen mag sie Spinat gegessen haben. Lassen Sie mich in Ruhe mit Ihren Heiligen-Geschichten. Sie wissen doch, daß ich lutherisch bin.“

„Ja, Pani! Darin liegt eben das Unglück. Wenn Pani aber dem heiligen Bobol doch nur ein kleines silbernes Kreuzchen opfern wollten . . . der Priester würde es bei seinem heiligen Altar aufhängen und die gnädige Frau würde ganz gewiß ihr Herz erweicht fühlen und katholisch werden.“

„Nun hören Sie aber auf! Ich habe Sie nicht gerufen, um mich von Ihnen befehlen zu lassen, sondern um mich mit Ihnen wegen des heutigen Mittagessens zu berathen. Der Herr hat unerwarteterweise acht Personen dazu eingeladen; also, was haben wir im Hause?“

„Nichts.“

„Wie gewöhnlich.“

„Wie immer.“

„Ja so! Nun wissen Sie was, zur Suppe geben Sie sechs Pfund Fleisch.“

„Es ist keins da.“

„So nehmen wir gefalzenes und kochen eine saure Suppe.“

„Das Salzfleisch ist längst aufgeessen.“

„Ein paar Hühner . . . .“

„Wir haben keine mehr, Pani. Seit vierzehn Tagen leben wir nur von Hühnern. Da die gnädige Frau nicht fasten . . .“

„Hören Sie, Liebe, jetzt wird mir die Sache langweilig! Sie sehen doch ein, daß wir nicht ohne Suppe bleiben können. Also die Hühner werden geschafft, sie mögen gekauft, geborgt, gefangen oder gestohlen sein. Die Hühnerbrust benutzen Sie zur Füllung kleiner Piroggen.“

„Sehr wol, Pani.“

„Die Suppe also hätten wir. Nun die zweite Speise . . . Fisch.“

„Der Jude Jzig hat uns welchen versprochen, aber erst zu morgen.“

„Das hilft uns heute sehr wenig. Gemüse . . .“

„Womit?“

„Ach,“ sagte die Hausfrau lachend, „meinetwegen, mit sich selbst.“ Machen Sie das, wie Sie es verstehen, Veronika.“ Die Panna verbeugte sich.

„Nun kommt die Hauptsache: der Braten . . .“

„Kalbsbraten schmeckt gut,“ sagte die Mamsell nachdenklich.

„Sehr gut, namentlich mit jungem Blumenkohl garnirt.“

„Auch mit kleinen gerösteten Kartoffeln.“

„Ausgezeichnet! Also Kalbsbraten mit Blumenkohl und . . .“

„Ja, aber der Braten fehlt.“

„Was!“ rief Frau von Kiserilski auffspringend. „Der Braten fehlt? Der Herr hat doch gestern einen gekauft!“

„Der Herr wollte gestern einen kaufen; er unterhielt sich aber so lange mit Frau Korbitt, daß der Jude darüber ungeduldig wurde und fortging.“

„Schicken Sie augenblicklich einen Reiter zu ihm und einen zweiten zu Hirscha, und einen dritten zu Laiba, und einen vierten . . .“

„Die Pferde sind alle auf dem Felde. Jetzt in der Arbeitszeit —“

„Das geht mich nichts an! Wenn der Herr mir das Haus voll Gäste ladet und nicht einmal für einen Braten sorgt, so hört die Rücksicht für seine Felder auf. Sagen Sie dem Dekonomen, daß alle Menschen und alle Pferde auf die Jagd nach einem Braten geschickt werden sollen.“

„Sehr wol.“

„Nun die süße Speise.“

„Pani . . .“

„Liebe Veronika! Ich weiß im voraus, was Sie sagen wollen. Es fehlen alle Ingredienzen zu solcher Speise, demzufolge machen wir Gelée. Wenn man nichts im Hause hat, so macht man Gelée. Gelatine habe ich irgendwo im Winkel irgend eines Schrankes gesehen. Im Uebrigen, was

Sie wollen, Saft oder Wein, — was Sie finden. Also nehmen Sie irgend etwas und bereiten Sie uns ein recht schmackhaftes Gelée.“

„Sehr wol.“

„Nun ist es gut, Liebe, ich brauche nichts mehr.“ — „Ach, Du göttiger Himmel!“ seufzte die Dame, nachdem die Wirthschafterin sich entfernt hatte. „Wer doch das Rezept meiner seligen Großmutter noch besäße, das in ihrem bewährten Kochbuche stand: Wenn man nichts im Hause hat und es kommt unerwarteter Besuch, so nimmt man Fleisch, Eier, Butter u. s. w. u. s. w. und bereitet ganz schnell ein wunderschönes Diner. — Doch genug der kleinlichen Sorgen des täglichen Lebens. Flüchten wir ins Reich der Ideale. Also hier steht’s:“

Heilige Stille waltet  
In der dunkeln Nacht . . .

Das Bild ist poetisch und anmuthig.  
Meine Liebe ruht nicht,  
Meine Sehnsucht wacht.

Ein leiser Anklang von leidenschaftlicher Empfindung.

Leise die Gitarre  
In dem Garten klingt —

So weit ist es herrlich, aber nun einen Reim auf Gitarre! Mon Dieu! Einen Reim auf Gitarre! Karre? Schmarre? Das paßt nicht recht in die Stimmung. Panna Veronika!“

„Pani?“

„Hören Sie, liebe Veronika! Geben Sie mir doch das Duzend angespitzter Bleistifte, das auf dem Schreibtisch liegt. So eine Feder kriecht und spritzt oder es kommt ein Haar hinein, da wird die Schrift und der Gedankengang unterbrochen. Aber ein Bleistift schreibt immerfort und die Gedanken bleiben im Fluß. Vielleicht finde ich meinen Reim.“

„Wenn die gnädige Frau doch statt der vielen Märchen, die Niemand versteht, lieber ein schönes Loblied auf die heilige Agnes dichten wollten.“

„Ach lassen Sie mich damit in Ruhe!“

„Oder auf den heiligen Romuald. Ich habe gestern seine Geschichte gelesen und so geweint, ach so geweint!“

„So? Nun, weinen Sie immer zu, wenn es Ihnen Vergnügen macht. Aber hören Sie, Veronika, Sie sind doch heute gesund?“

„Die gnädige Frau sind also heute krank?“

„Krank nun gerade nicht, aber da ich den größten Theil der Nacht damit zugebracht habe, schöne Verse zu dichten . . .“

„Wenn Pani doch auf den heiligen Nepomuk . . .“

„Still! . . . zu dichten, so habe ich etwas gefiebert und fühle mich müde und abgesehen. Sie erinnern sich doch unserer Abmachung, daß Sie immer gesund sein müssen, wenn ich mich unwohl fühle. Dagegen dürfen Sie krank sein, so oft Sie wollen, wenn ich ganz gesund bin. Sonst gäbe es keine Ordnung im Hause.“

„Das ist wahr.“

„Also heute sind Sie gesund. Und hören Sie, Veronika,“ fügte die Dame mit schelmischem Lächeln hinzu. „Heute ist der Vorabend von Johanni. Heute muß man seine Wünsche herfragen. Ich glaube, die Ihrigen zu kennen, und wenn Sie recht gut sind und bei dem mangelhaften Zustande unserer Vorrathskammer mir helfen, unsere Gäste recht gut zu bewirthen, dann werde ich Ihnen den Willen thun. Ich werde bis heute Abend für Sie eine Litanei an alle Heiligen zusammenstellen, alle Ihre Wünsche in Reime bringen, und wenn Sie dann dieses Poem um zwölf Uhr Nachts, natürlich in der Kapelle, laut herfragen, so sollte es mich wundern, wenn nicht einer Ihrer Patrone Ihren Wünschen Erfüllung verschaffen würde.“

„Ach, ich danke, gute Pani!“ rief die Mamsell erfreut. „Ich bitte, bringen Sie nur recht viele Heilige an, denn man kann doch nicht wissen, welcher mir am geneigtesten ist.“

„Möglichst viele, Veronika, so viele ich im Kalender finden kann und zu placiren Zeit haben werde. Bitte, nehmen Sie das Senfpflaster fort, welches ich mir diese Nacht aufgelegt habe.“

„Sie erlauben doch, daß ich es benutze, gnädige Frau?“

„Mit Vergnügen. A propos! Sagen Sie mir doch einmal, Veronika, wie es kommt, daß Sie sich immer alle Senfpflaster auslegen, die hier im Hause benutzt werden?“

„Das will ich Ihnen sagen, Pani,“ sprach die Mamsell mit strenger Würde. „Ein Senfpflaster ist auch eine Gabe Gottes, und Gott liebt es nicht, wenn seine Gaben unbenutzt vergeudet werden, und darum, gnädige Frau, lege ich mir jedes Senfpflaster auf, welches zwar gebraucht worden, aber noch gut ist.“

„So? Wol bekomm’s!“ erwiderte Frau von Kiserilski. Jetzt gehen Sie, liebe Veronika, und besorgen Sie . . .“

„Hunderttausend Tennen Teufel! Krähen, die Ihr Alle seid! Soll ich heute keinen Kaffee bekommen? Meertaken Ihr alle!“ donnerte auf einmal die Stimme des Hausherrn, der wüthend hereinstürzte.

„Aber lieber Mann!“ sagte Frau von Kiserilski vorwurfsvoll, während die erschrockene Wirthschafterin sich in aller Eile unzählige Mal bekreuzte.

„Ja, verzeihe, liebe Frau! Dafür kann ich nichts. Ein hungriger Pole ist immer böse, das ist ein Factum.“

„Lieber Mann, weißt Du vielleicht einen Reim auf Guitare?“

„Ich will Kaaaaffee!“ brüllte der Hausherr in einem erneuten Ausbruch der Wuth.

„Veronika, besorgen Sie Kaffee für den Herrn. — Ja, lieber Eduard, wenn der Hunger so schädlich auf Deinen Charakter wirkt, so solltest Du doch dafür sorgen, daß es im Hause stets etwas zu essen gibt. Ich habe Dich so oft gebeten, mir ein bestimmtes Wirthschaftsgeld auszusuchen.“

„Ja, liebes Herzchen!“ sagte Herr von Kiserilski, dessen Zornausbrüche zwar heftig, aber nie von langer Dauer waren. „Siehst Du, in diesem Augenblicke habe ich kein Geld, aber der Hallunke, der Nowtscha, soll heute kommen und mir den Roggen und Flachs auf dem Felde ablaufen. Der Esel gibt mir gewiß zweitausend Rubel Handgeld darauf; dann, liebes Frauchen, sollst Du Alles haben, was Dein Herz begehrt.“

„So, so! Das wird mir lieb sein. Unterdessen hat es mir einige Mühe gekostet, das heutige Mittagessen für unsere Gäste zusammenzustellen.“

„Ja, sie werden kommen!“ rief der Hausherr, sich freudig die Hände reibend. „Frau von Albinski wird kommen — o, das ist eine kluge Frau! Eine Zunge hat sie, scharf geschliffen wie ein zweischneidig Schwert, aber liebenswürdig ist sie, wenn sie es sein will, und gr:ziös, o wie gr:ziös! Die kleine Bielsti, die ist pikant. Solch' eine kleine Canaille! Wenn die ihr Pincenez auf das Näschen setzt und Einem schelmische Blicke zuwirft — einem Eisblock würde es dabei warm ums Herz. Frau Grypski ist auch ganz niedlich, das heißt sie ist hübsch, schade nur, daß sie stumm ist. Was Fräulein Helene Drujska anbetrifft mit ihren schwarzen, schwärmerischen und unschuldigen Augen... Aber was machst Du, liebe Frau? Du hörst ja gar nicht auf mich!“

„O, bitte, lieber Mann, laß Dich nicht stören! Ich dachte nur, bis Du alle von Dir Bewunderte dem Alphabet nach durchnimmst, könnte ich einige Verse.“

„Ha! ha! ha! Du bist eifersüchtig, liebes Frauchen! Du bist eifersüchtig! Das ist köstlich!“ rief der hocherfreute Gemahl. „Aber Herzchen, sei nur nicht böse, Du weißt es ja selbst, alles das dient nur zum Zeitvertreib; erstlich bin ich in keine verliebt und Du bist ja die Beste und Klügste, und ich achte Dich so!“

„Jawol, ich weiß! Und ich achte Dich auch und liebe Dich noch dazu.“

„Einen Kuß! Noch einen Kuß, mein Engel!“

„So! Nun ist's gut. Gehe jetzt, Herz, Dein Kaffee wird kalt.“

Als er fortging, blickte ihm Frau von Kiserilski mit süßsaurem Lächeln nach. „Höchst angenehme Zustände,“ dachte sie. „Immer viele Passionen und niemals Geld. Glückten wir ins Reich der Ideale!“

### Zweites Kapitel.

Eine Stunde später stand Frau von Kiserilski schon in voller Toilette vor dem großen Spiegel in ihrem Boudoir. Noch ein prüfender Blick ins Glas, eine leichte Bewegung mit der Puderquaste über das hochaufgekämmte blonde Haar und ein feiner Strich mit einer gebrannten Mandel unter die Augen, um denselben Glanz zu verleihen. „So! fertig! Vielleicht bleibt mir noch ein halbes Stündchen Zeit, einige Verse zu dichten, ehe die Gäste kommen.“



Digenerin. Von J. Rougeron.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von L. Schlesinger (Secadre & Co.), Paris.

Frau von Kiserilski ist eine Frau in den dreißiger Jahren, recht gut conservirt. Schön ist sie nie gewesen, sie sieht aber comme il faut aus, ein Eindruck, der noch durch ihre stets sorgfältige, einfache, aber kostbare Toilette erhöht wird. Ihr Gesicht gewinnt sehr, wenn es sich belebt; aber da sie oft etwas unwohl ist oder etwas gelangweilt, oder mit ihren Gedanken ins Reich der Ideale flüchtet, so tragen ihre Augen meist einen halb schläfrigen, halb träumerischen Ausdruck.

In diesem Augenblicke beleben sie sich plötzlich und leuchten strahlend auf. Im Nebenzimmer hört man jubelnde Kinderstimmen und drei niedliche kleine Mädchen kommen zur Mutter gestürzt. Die Eine der Kleinen erklettert schnell deren Schoß, die Zweite umfaßt zärtlich ihre Kniee, der Ältesten dunkleres Köpfchen legt sich von rückwärts über die

Schulter der Mutter und guckt von diesem Standpunkte aus mit neugierigen Augen in die Welt hinein. Während mehrerer Minuten hört man nichts als leise, weiche Liebesungen und das Rauschen ungezählter Küsse.

„Mama!“ sagt plötzlich eine der Kleinen, „Panna Veronika hatte Meringuen zum Gelee präparirt.“

„Das ist gut, mein Liebling.“

„Ja, und Njanja hat sie alle aufgeessen.“

„Was?“ rief die Mutter, nicht wenig erschrocken.

„Ja! Und Panna Veronika war sehr böse und hat ihr gewünscht, die Enten möchten sie zertreten und der heilige Antonius möge sie bestrafen.“

Gerade in diesem Augenblicke erschien die angelagte Wärterin in der Thüre.

„Njanja!“ sagte Frau von Kiserilski vorwurfsvoll, „konntest Du nicht wenigstens die Hälfte der Meringuen für meine Gäste übrig lassen?“

„Das hat diese abscheuliche Mansell hinterbracht!“ rief Njanja böse. „Solch' eine eklige Klatsche! Thun ihr nicht ein paar von ihren nichtsnutzigen Kuchen leid für eine Frau, die seit acht Jahren meiner Pani dient. Die Fingern sind mir ganz klebrig davon geworden! Sollte eine Herrschaft wie die meinige nicht ihrer alten Wärterin einen Bissen gönnen, sollte...“

„Schön gut! Schön gut!“ unterbrach Frau von Kiserilski den Redestrom der Ergrünnten, „da Du sie einmal verzehrt hast, so wünsche ich, daß sie Dir bekommen.“

„Sage Panna Veronika,“ flüsterte sie dann ihrem ältesten Töchterchen ins Ohr, „sie möge andere Meringuen machen, dieselben aber gut verschließen.“

„Nun aber laßt mich, Ihr lieben Kinder,“ fügte sie nach einigen Minuten hinzu, „ich will noch ein bißchen schreiben.“

Doch dazu sollte es vorerst nicht kommen. Frau von Kiserilski hatte sich kaum an ihrem zierlichen Schreibtische etablirt, als ihr Mann ins Zimmer trat.

„Die Grypski ist da.“

„Die Grypski als erste? Das ist schrecklich!“ rief die Dame.

„Lieber Eduard, laß mich nicht im Stich; unterhalte Du Dich mit ihr.“

„Ich habe ihr schon beide Hände geküßt, was kann ich mehr thun?“

„Ja, Lieber, aber ich kann ihr nicht einmal beide Hände küssen.“

„Nun, ich will Dir etwas sagen,“ sprach der Gatte gutmüthig, „versuche Du es zuerst mit ihr; kannst Du aber gar nicht mehr weiter, so klopf' nur leise dreimal an die Wand, die an mein Zimmer grenzt, dann komme ich und löse Dich ab.“

„Ach ja! Das will ich! Danke Dir! Nun, ihr Götter und Musen, inspirirt mich mit liebenswürdigen Monologen!“ rief Frau von Kiserilski und ging ihrem Gaste entgegen.



Ein Sonntag-Abend in Scheveningen. Von Rudolf Jordan.

„Wie liebenswürdig, daß Sie Wort halten!“ rief sie, die Hände einer sehr niedlichen Blondine ergreifend, die ihr lächelnd das rosige Mündchen zum Kusse entgegenstreckte.

„Kommen Sie hierher! setzen Sie sich auf dieses Sopha, so, in die bequemste Ecke. Ich glaube, Sie lieben Blumen? Hier dieses Bouquet Rosen stelle ich vor Sie hin; Sie mögen glauben, Ihr Spiegelbild vor sich zu sehen . . . . . Wer macht Ihnen nur immer diese eleganten Kleider? O, Sie kleine Eitelkeit! Hellblaue Seide mit Schleppe und carré am frühen Morgen! Sie lassen wol Alles aus Warschau kommen? . . . Was sagen Sie zu der Mode, sich die Füße zusammenzubinden? Ich sah neulich auf der Eisenbahn ein junges Mädchen in ein Coupé steigen. Zuerst streckte sie das rechte Füßchen aus — so ging's nicht; dann das linke — das ging auch nicht. Da sah sie sich verzweiflungsvoll um, machte schnell das Zeichen des Kreuzes und wupp! mit beiden Füßen zugleich. Drin war sie!“

Die junge Frau schüttelte lächelnd den Kopf.

„Sie wollen mir nicht glauben? Und doch ist's wahr . . . . Aber erzählen Sie mir doch, Sie haben ja den Winter in Warschau zugebracht. Haben Sie auch die Modrziewska gesehen? Ist es nicht eine herrliche Künstlerin? Seitdem sie nicht bloß in polnischer Sprache spielt, steht sie auf gleicher Höhe mit den ersten europäischen Kunstgrößen. Lieben Sie überhaupt das Drama? Ich ziehe im Allgemeinen ein feines Lustspiel vor, eine Tragödie macht auf mich auch tiefen Eindruck, aber nur wenn sie hochtragisch ist und von wahren Künstlern dargestellt wird. . . . . Haben Sie für diesen Sommer keine Pläne gemacht? Sie bleiben ruhig zu Hause? Was machen Ihre Kinderchen? Wie ich höre, haben Sie für dieselben eine französische Bonne engagirt — was führen Sie für Neuerungen ein? Eine echte Gutbesitzerin aus Weiskrugland läßt sich ihre Gouvernanten aus Wilna oder Minsk kommen. Sie halten wol darauf, daß Ihre Kinder fremde Sprachen erlernen? Ich glaube, Sie selbst kennen drei oder vier? . . . . Sprechen Sie deutsch? Ja?“

Frau von Crypski macht eine bejahende Pantomime.

„Ei! wenn sie wirklich deutsch spricht, so wollen wir es damit versuchen,“ dachte Frau von Kiserilski, die bis dahin

ihre Monologe polnisch recitirt hatte und von jetzt an bei jeder Phrase auf eine andere Sprache überging, immer auf die, die sie gerade erwähnte.

„Haben Sie deutsche Bücher? Lesen Sie den Bazar? Wahrscheinlich nicht, er erscheint ihnen wol zu gottlos? . . . . Wirtschaften Sie fleißig? Können Sie mir vielleicht sagen, wie viele Eier man im Durchschnitt von einem Huhn haben muß? Wenn Sie es nicht wissen, so geht es Ihnen ebenso wie mir. . . . . Verstehen Sie auch russisch?“

Frau von Crypski schüttelt entrüstet den Kopf.

„Ah, Pardon! Ich meinte, ob Sie französisch sprechen.“

Frau von Crypski nickt.

„Ich dachte es mir. Oh Paris, mes amours . . . . . Aber Zola werden Sie doch hoffentlich nicht lesen? Ich thue es auch nicht. Wer wadet gern im Schlamme. Verstehen Sie englisch?“

Zustimmende Bewegung.

„Natürlich! Die Sprache hat hier wol kaum einen praktischen Nutzen, aber die Literatur ist wirklich sehr interessant. — Pardon . . .“

Hier klopft Frau von Kiserilski, der der Angstsweiß von der Stirne rinnt, dreimal leise an die Wand.

Die junge Frau blickt verwundert auf.

„Es ist nichts,“ sagt die Dame des Hauses lächelnd, „nur ein Signal in häuslichen Angelegenheiten. Aber wirklich, gnädige Frau, ich mache Ihnen mein Compliment zu Ihrem Sprachtalent. Zu bewundern ist die Leichtigkeit, mit welcher Sie von einer Sprache zur andern übergehen und Sie haben in allen die gleiche correcte Aussprache.“

„Ah! Da kommt mein Mann! Mon cher! hast Du Frau von Crypski schon begrüßt?“

Herr von Kiserilski stand einige Augenblicke an der Thüre und betrachtete zweifelnd seinen schönen Gast. Plötzlich, einen heroischen Entschluß fassend, schritt er schnell auf die Dame zu, erfaßte ihre Hände, küßte sie und rief sehr energisch:

„Gnädige Frau! . . . . Vaterland!“

„Ah!“ sagte die junge Frau elektrisirt.

„Diese verfluchten Russen!“

„D!“ rief die junge Frau aufgeregt.

„Polen ist das schönste Land unter der Sonne!“

„Gewiß!“ rief Frau von Crypski sehr aufgeregt.

„Und solche Frauen, wie wir sie haben, gibt es in der Welt nicht mehr!“

„Meinen Sie?“ sagte die junge Dame erröthend und lächelnd.

„Gnädige Frau! — Ah! Gnädige Frau! . . .“

Und wie hingerissen von seinen Gefühlen, beugte sich der Herr leidenschaftlich über die kleinen Hände und küßte sie viele, viele Mal.

Unterdessen hatte Frau von Kiserilski sich leise erhoben, und vorsichtig auf den Fußspitzen auftretend, lavirte sie zur Thüre. Einen maliösen Blick noch warf sie auf das Pärchen.

„Ueberlaßt es mir einem Polen, eine Polin zu unterhalten,“ meinte sie in Gedanken, und still vor sich hin lachend, machte sie sich davon.

(Fortsetzung folgt.)

### Bücher und Frauen.

Ein literarischer Toast von Richard Schmidt-Cabanis.

In Büchern und Frauen, wie mir scheint,  
Gesellt sich Gleiches und Gleiches,  
Da in der Frau harmonisch vereint  
Die Schätze des Bücher-Reiches.  
Und glaubt, Ihr Damen und Herren, nicht,  
Dies wäre ein hinteres Gleichniß,  
Beweisen kann's Euch die Ueberflucht  
In jeglichem Bücherverzeichnis.

Zuerst zur „Encyclopädie“  
Die Stellung der Frau'n zu erwähnen:  
Wie jene das Weltall, umfassen sie  
Das All des Guten und Schönen.  
Ob theologischem Werk sie verwandt,  
Der Zweifel ist bald erledigt:  
Wir beten sie an, die gottgesandt —  
Auch ohne Gardinen-Predigt.

„Staatswissenschaft“ wird stets ihr Geschlecht.  
Bei Gerson und Heise entfallen;  
Dem „Jus“ entspricht es, daß sie — mit Recht —  
So häufig Recht behalten.  
Zur „Medicin“ ist jederzeit  
Flugs der Bezug gefunden,  
Denn leicht von des Lebens Weh und Leid  
Macht uns ihr Lächeln gefunden.

Ihr dreifach Herrschertum wird kund  
In der „Naturreiche“ Grenzen  
Durch Schwannenhals und Rosenmund  
Und Demantbländes Glänzen.  
Die „Philosophie“ vertreten sie kühn  
Auf speculativem Gebiete:  
„Der Mensch hat nie etwas anzuzieh'n!“  
Wie kommt uns der Satz zu Gemüthe!

Doch im „Erziehungswesen“ schier  
Steh'n sie in erster Reihe:  
Wem danken des Wissens Grundstein wir,  
Als Mutterlieb' und Treue?! —  
Der „Sprachkunde“ gewichtiges Blatt  
Bürgt ihre umfassende Kenntniß:  
Für ihrer Augen Sprache hat  
So Süd als Norden Verständniß.

Die Frau in der „Geschichte“: wer  
Will hier den Nerus verhehlen.  
Wie rasch durchsicht sie den Satten, der  
— Geschichten ihr will erzählen!  
Wer mag in der „Länderkunde“ Geist  
Sich ernster und tiefer versehen  
Als sie, die mit vollem Verständniß zumeist  
Den Atlas wissen zu schätzen!

In der „Mathematik“ den höchsten Preis  
Wird stets die Frau sich ersuchen:  
Denn sie nur gibt dem häuslichen Kreis  
Den Mittelpunkt — den rechten.  
Zur „Astronomie“ ist raschen Blicks  
Die Reizung zu entdecken  
Der Sonne am Himmel unsers Glücks —  
Der Sonne . . . ohne Flecken!

Und wäre nicht ihr ureigenes Feld  
Der „Handel“ und die Finanzen,  
Wie reichte sie wol mit dem Wirtschaftsgelb  
Stets aus — im Großen und Ganzen?!  
Im Fache der „Architektur“ kann  
Man leicht ihren Einfluß spüren:  
Denn ob das Haus auch begründet der Mann,  
Die Frau nur vermag es zu zieren!

Im „Jagdgebiete“ ihr sicherer Pfeil  
Läßt nicht des Entrinnens Hoffen;  
Der aber darf rufen „Weibmannsheit“,  
Den ihr Geschick getroffen.  
Und sollt' in der „Velletristik“ nicht  
Die Palme ihr man reichen,  
Die selber das lieblichste Gedicht —  
Ein „Prachtwerk“ sonder Gleichen?!

Ja, schließlich auch im „Freimaurerthum“  
Sich'n wir sie wolverfahren:  
Stets wird sie, wie es des „Bruders“ Ruhm,  
Das Logengeheimniß bewahren! —  
Nur Eine Materie liegt ihr fern:  
Der „Kriegskunst“ rauhes Wissen;  
Doch sagt mir, Hand auf's Herz, Ihr Herr'n,  
Ob wir's nicht gerne wissen?!

So ist es klar denn bewiesen wol,  
Daß wir an Mädchen und Frauen  
Für jede geistige That das Symbol  
In Wahrheit dürfen erschauen.  
Und drum mit lautm Jubelschall  
Laßt uns die Gläser erheben:  
Sie sollen, die unsrer Weisheit All —  
Die Damen sollen leben!

**Lenbach's Atelier.**

Von Günther von Freiberg.

Bergeblich suchte der Beschauer der Wiener internationalen Kunstausstellung ein einziges fesselndes Portrait, vergeblich namentlich ein schönes Frauenbild, um die glanzbetäubten Sinne, den ermüdeten Blick ausruhen zu lassen — nichts da! Keine der unabsehbaren mit Historien- und Genrebildern überfüllten Althallen boten das Ersuchte, das echte, rechte, frappante Portrait, dessen individueller Zauber intimer zu uns spricht als die Schablone schönheit aller „Cleopatra's“, „Agrippinen“, „Bacchantinnen“ u. s. w. Woher dieser auffallende Mangel, der sich bei allen jetzigen Gemäldeausstellungen fühlbar macht? Allgemein wird behauptet: aus der Unfähigkeit vieler modernen Meister auf dem Specialfelde von Dürer's, Velasquez', Tiziano's. (Die Göttinnen des Venezianers müssen unbedingt zu den Porträts gerechnet werden.)

Meiner Meinung nach verdrängt einfach die Mode, sich photographiren zu lassen, das gediegene Familienportrait. Dadurch wurden besonders die Damen den Malern untreu, denn es gibt jetzt ebenso gut Schmeichler unter den retouchierenden Schwarzkünstlern, wie es gefällig schminkende Schönfärber unter der Gilde San Luca's giebt. Es ist schlechweg nicht mehr Brauch, Geld und Zeit an viele Sitzungen zu verschwenden, man hat's ja bequemer! Die Maschinen arbeiten, wo einst duftig zarte Pastellbilder unsere Voreltern verewigten und Borst- und Wiberpinsel ein dauerndes Abbild unserer Eltern schufen.

Allerdings zwang zu Wien im Saale des deutschen Reichs Lenbach's Bismarck die Blicke auf sich, und im selben reichdecorirten Raume fanden wir (unter Gabr. Mag' „Jeanne

d'Arc') Lenbach's rosigc Kinderköpfe in Ruben's frischester à la Prima-Manier.

Lenbach! und damit nenn' ich unstreitig einen der genialsten, virtuosesten Portrait-Zauberer unserer Zeit. Nicht nur das Neueste seiner Modelle gibt er auf das Geistreichste wieder, ihre geheimsten Seelenfalten ergründet dieser seine und scharfe Beobachter auf psychologischem Gebiet; und zu dem Portrait des Reichskanzlers hätte ich noch viele andere Lenbach-Schöpfungen herbeigewünscht, besonders seine zauberreichen „hohen Lieder“, die Frauenbildnisse mit den tief wunderbaren Farbentönen, die ich vor einigen Monaten in des Meisters Studio schaute und bewunderte. Denn eine gute Fee hatte mir, dem vorüberreisenden Sangesgesellen, an der Grenze zwischen Oesterreich und Bayern gesagt: „Du darfst nicht München passieren, ohne bei Lenbach gewesen zu sein.“

Und mit der Karte dieser einflussreichen Fee begab ich mich nach der grünumbüschten Louisenstraße in der Nähe der Propyläen. Während mein Talisman in das Innere der Behausung befördert ward, hatte ich Muße, das erste der drei Studios zu mustern.

Ein zehnjähriger Aufenthalt in Rom hat mich selbstverständlich abgestumpft gegen die Brocat-, Thierfell- und Teppich-Wunder, die heut zu Tage mehr oder minder alle Künstlerwerkstätten decoriren; noch jüngst war ich auf San Pietro in Montorio beim Spanier Cassado gewesen und hatte seine Perlmuttertrüben aus Segovia, Toledo-Waffen und allerhand seltenen und kostbaren Krimstrümpfen bewundern müssen. Die abschätzliche Schaustellung jener Karitäten hatte mich verstimmt, noch mehr der affectirte Livredienner in Plüschhosen und weißen Samaschen beim Genremaler Semur Alvarez.

Wie still und gedämpft dagegen und doch wie reich und traulich das angenehme, kunstgeweihte Muhl, das ich soden betrat! Da war Alles zum eignen Gebrauch, Renaissance-sessel, Draperien, stilvolle Gefäße, orientalische Decken. Eine phantastische Frauenbüste, olivengrün im Ton, schaute mit traumunflorem räthselhaftem Blick aus einem Winkel auf mich nieder. Ueber einem geschmückten Schranke erblickte ich Tizian's Bemus von Madrid (Variante der Dresdner Liebesgöttin), eine Copie, auf der gleichsam die Glorie von drei Jahrhunderten, jener warme, satte, unvergleichliche Goldton leuchtet. Wie Lenbach in den Geist der verschiedensten Farbenheroen eindringt, dies beweisen seine unzähligen Copien in der Schack'schen Galerie, dieser Perle aller deutschen Privat-sammlungen, wie sie nur ein Dichter (ach, ein Dichter, der Millionär ist!) in's Leben rufen konnte.

„Rom hoch'n Olymp herab“ lehrte ich flugs zur Erde und zwar direct zur vollen Gegenwart zurück, indem ich die vollendeten und angefangenen Staffeleibilder musterte.

Erstlich Döllinger's Portrait, ein langes, gedankendurchfurchtes Gesicht mit verständnißvollem Blick. „Sprich!“ möchte man mit Michelangelo zu diesem Kunstwerk sagen. Und daneben Moltke in seiner bescheidenen Haltung und stillen Größe, bartlos, scheinbar untrügerisch, mehr sinnend als befehlend drein schauend. Dieses Delbild ist das ausgeführteste, was ich von Lenbach gesehen. Fein hat er herausgeföhlt, daß für Moltke's Persönlichkeit die feste, flotte Pinselführung, das Leichtigeworfene nicht geeignet ist. Ein zweites Mal erblickten wir den Kopf des Feldmarschalls in farbigen Stiften, d. h. in zwei bis drei ganz discreten Tönen lebenswahr wiedergegeben und hier vielleicht am allertreuesten! Der „große Schweiger“ besuchte in Berlin ab und zu meinen Vater, welcher Ende der zwanziger Jahre mit dem Wortkargen zu Frankfurt a/D. beim Leibregiment gestanden hatte. Als kleines Kind habe ich ihm manches Mal die Thüre geöffnet, etwas scheu zu dem hageren Generalstabs-offizier emporblickend, nicht daß er unfreundlich oder düster ausgesehen hätte, im Gegentheil, ein milder Ernst lag über seinen Zügen; er hatte nur so etwas eigenartig Stilles, ja Befangenes, wie einer, den die Außenwelt nicht berührt, der ganz in große Zukunftspläne eingepoppen ist. Wunder nahm es mich dann, als er eines Tages bei meiner Mutter mit einer lieblichen Gattin erschien, einer zarten Erscheinung, wie Carl Becker's blumenhafte Desdemona. Gesprächiger war er als junger Chemann nicht geworden. Und so, in sich gefehrt und gedankenvoll, hat ihn eben Lenbach verewigt.

Der „eiserne“ Kanzler in drei verschiedenen Auffassungen: das en-face-Portrait, auf dessen Rahmen stehen sollte: „Wir gehen nicht nach Canossa!“ dann das stупende Original der verbreiteten Photographie „in weißer Cravatte“, und schließlich Bismarck in Uniform — drei der gediegensten, historischen Porträts, welche für alle Zeiten mustergerällig bleiben werden.

Frohmutiger und sorgloser als die Häupter der Theosophie, der Kriegskunst und Staatsverwaltung lächelt das prächtige Conterfei des in vollster Kraft verblichener Freiherrn von der Tann, des bayerischen siegreichen Heerführers. Beim Anblick dieses süddeutschen Generals denkt man an wilde Zeiten, wo Wallenstein's Banner wehte.

Bereits aus früherer Epoche datirt Paul Heyse's Brustbild, das ich 1867 im Kölner Gürzich ausgestellt sah; es schien mir seitdem etwas nachgedunkelt und zu stark in's Gelbliche hinüberspielend.

Endlich ein Frauenbild: in brauner Shawlumschüllung, eine Münchner Malerin, eine durchgeistigte, edelblasse Erscheinung im Genre der Rachel, nur güte- und seelenvoller, um den Mund einen rührenden Leidenszug, heimweh-dunkle Augen, ein Antlitz, das man zu kennen glaubt, nach dem man sich immer gefehrt hat.

Neben diesem Sammet-pensée im Märzfroste strahlt eine südamerikanische Granatenblüthe, blendet die souveränste Schönheit, welche je die Salons zweier Welten zierte. Die vielgefeierte Brasilianerin Madame de Willeneuve, Gemahlin eines überseeischen Diplomaten. In ganzer Figur sehen wir die üppigglauke Brunette vor uns. 18—20 Jahre sind verfloßen, seit Gustav Richter diese Senora grandiflora porträtirte; sie ist seitdem, sabelhaft aber wahr, immer schöner geworden. Vielleicht besitzt sie ein Geheimmittel, wie Ninon, und kein diminnendo ihrer Reize ist zu befürchten. Erst kürzlich in Rom elektrisirte sie die jugendlichsten Hebe's und Grazien. Meister Lenbach hat sie in scharlachrothen Sammet gekleidet. Schultern und Arme sind frei und verschmähnen stolz Perlen und Juwelen. Um die blendende Büste schmiegt sich schwärzlich ein Spikensreif. Weder conventionelles Beiwerk noch örtlich bestimmter Hintergrund ziehen den Beschauer von den sinnverwirrenden Reizen ab. Keine harmlose Schönheit, für wahr! sie weiß, wie gefährlich sie ist, ein triumphirendes

Turandot-Lächeln umspielt die schön geschwungenen Lippen. Wer nicht die Kraft in sich föhlt, vor diesem Wilde Strachwitz's Gedicht: „Du bist sehr schön!“ im Geiste zu recitiren, der unterliegt.

Während meines verzückten Schauens war er, der all dies Herrliche vollendet, eingetreten und begrüßte mich auf das Zuvoorkommendste. Lenbach sieht viel jünger aus, als sein Selbstportrait im Tizianaale des Grafen Schack; seine Gesichtsfarbe ist frischer. Ich hatte mir einen nervösen, zur Grübele neigenden Künstler vorgestellt und fand einen kerngesunden, lebensfreudigen Mann voller Humor und scharfem Witz, dem alle Träumerei, alles Krankhafte und Manierirte fern liegt.

Einen erst kürzlich in Italien erbeuteten Fund zeigte er mir voller Genugthuung: nämlich einen echten Tizian, Franz den Ersten von Frankreich in Profil, genau dem Portrait des Louvre entsprechend, dem Urbild von Victor Hugo's „le roi s'amuse“, woraus wiederum die Oper „Rigoletto“ hervorging, nur daß dort der galante König im Barett und in amarantthuer Atlaskleidung abgebildet ist. Neben dem fräftigsten, lebenswarmen Colorit des Venezianers, seinem theils pastosen, theils fließend behandelten Farbanstrich verloren die Lenbach'schen Gemälde und Skizzen nicht im Mindesten.

Das zweite, teppichbelegte Zimmer dient eigentlich nur einem noch größeren und brillanteren Originale Tizian Vecellio's zur Folie: dem Kniestück eines vornehm-schönen Cardinals im Bollbart.

Im dritten und letzten Studio scheint der Meister für gewöhnlich zu arbeiten; Paletten und Malutenstifen lagen dafelbst umher, gegen die Wand gefehzte Blendrahmen und Reißbretter stellten die Discretion des Besuchers auf eine harte Probe.

Lenbach belustigte sich gerade damit, eine Blumenstudie zu malen in einer ganz eigenthümlich leuchtenden Manier auf schwarzem Lack, vielleicht für eine Schrankthüre oder spanische Wand bestimmt. Purpur- und Theerosen hoben sich gleichsam duftend von dem dunklen Grunde ab.

Eine aus Anlaß eines Scherzes entstandene „Flucht nach Aegypten“ — ursprünglich die Parodie der Filippo Lippi'schen Schule, welche ein College Lenbach's für die allein-seligmachende erklärte — verleugnet so wenig den schöpferischen Künstler wie das im decorativen Stil behandelte Blumenstück, das an Rococo-Pavillons und das Zeitalter der Favoritinnen erinnert.

Aber noch waren die Portrait-Überraschungen und Offenbarungen nicht zu Ende:

Gegrüßt Du feischer, brünetter Krauskopf mit dem wetterleuchtenden Boccaccio-Blick und dem Mephisto-Lächeln! Bist Du der Schelm von Bergen oder der Rattenfänger von Hameln? jedenfalls müssen sie „Alle hinterdrein.“ wenn Du Deine zwerchfellerschütternden Weisen anstimmt: heutigen Tages nennst Du Dich Wilhelm Busch.

Nicht viele Menschen sehen genau so aus wie sie dichten, malen, klavier oder Komödie spielen, Busch aber trägt den Stempel des Witzes, der Ausgelassenheit auf seiner faltenlosen Stirne. Man erinnere sich nur an Dietchen Klingebiel's Ständchen:

„Und kommt vielleicht ein kleiner Floh  
Und trabbelt so —  
Sei ruhig, Liebchen, das bin ich!  
Dein Dieterich!  
Dein Dieterich, der umflattert Dich!“

Irthümlich gibt man diese Schwänke mit den hochironischen Bignetten Kindern in die Hand, weil Busch's Debüt's „Hans Ducketein“ und „Max und Moritz“ ihm die Kleinen gewannen „so weit die deutsche Zunge klingt.“

Neben dem lebenswürdigen Schalk schimmert und flimmert es: wieder ein verführerisches Frauenbild, aber ein räthselhaftes, ein Fezen schmiegamen Goldstoffes drapirt die weißen Glieder. „Eine Ungarin!“ sagte Lenbach. Aus welchem Lande sie stammen mag, — ich halte diese goldhelle weitgewordene Schlange für die Incarnation der Lilith, „Adam's erster Frau,“ denn „man kennt sie gleich an ihren schönen Haaren.“

Besänftigender wirkt auf das Gemüth ein reizendes Portrait, in hellen und doch gedämpften Farben, das der jugendlichen Prinzessin Ludwig von Bayern; sie ist einfach coiffirt und ihr feiner Wuchs wird gehoben durch eine flachsblaue, zobelverbräunte Atlaspolonaise.\*

Und nun noch einzelne rosenfarbige Kinderköpfechen mit herzigen Stumpfnäschen und geöffneten Knospennmündchen. Da fehltest Du mir, mein wunderschöner, bronzefarbener Knabe, mein fernweilender Sohn! wie ein Hauch süßlicher Wärme, wie ein Duft italiischer Oleanderblüthen umwehte es mich — — —

Meister Lenbach, hab Dank für die schönste, unvergänglichste Erinnerung, die sich für mich an München knüpft!

**Mosaik.**

**Pariser Brief.** (December 1882.) Der Kopf ist's, der den Pariserinnen im Herbst-Winter 1882 am meisten zu schaffen macht; nicht etwa wegen des Stückchens Phosphor drinnen, sondern seines äußeren, richtiger oberen Zierrathes wegen, der so umständlich und ausgiebig zu werden verpflichtet, wie netto vor hundert Jahren, als die schönen Hofdamen von Versailles, und die häßlichen ebenfalls, sich Facsimiles von Dreimast-Fregatten in's Haar flochten, um die Siege der französischen Marine über die Engländer im amerikanischen Freiheitskriege zu feiern.

Da wir einmal historisches erwähnen, so sei bemerkt, daß die Kopfbedeckungen der heutigen Pariser Damen-Gentry eigentlich um zweieinhalb Jahrhunderte zurückgreifen, bis zu den Zeiten der Fronde, jenes durch und durch theatralischen, von Frauen angezeittelten Aufstandes, der von der Herzogin von Montpensier gegen die Königin Anna von Oesterreich durchgeföhrt ward. Die Wiber aus der damaligen Periode zeigen uns die freitbaren Herzoginnen, Gräfinnen und Gehdamen in einem jagdbartigen Kofium mit riesigen Sammethüten und kolossalen Federn — äußerst martialische und kostspielige Kopfbedeckungen. Nun, bei den Hüten der Fronde ist man richtig angelangt, und hat man das Glück, im Parquet eines Theaters zu sitzen, so braucht man sich wirklich nicht mit dem Stücke zu plagen

\* Nach einem Pastellportrait der Frau Herzogin Karl Theodor von Bayern, geb. Prinzessin Braganza, geben wir in heutiger Nummer eine Illustration.

und die geistigen Muskeln anzuspannen. Man ist vollauf in Anspruch genommen vom Studium der verschiedenen Abarten des Fells und von Betrachtungen über die Fortschritte in der Zucht langfederiger Sträuße, seitdem in Algier, zum crève-coeur der Beduinen, eine künstliche Brut-Anstalt für diese Vögel errichtet worden. Und dennoch muß es gesagt werden, diese gewaltigen Hüte mit kolossalen Federn, sie bekommen den Pariserinnen keineswegs schlecht, sie passen zu den üppigen Formen und den wolgerahmten, fleischigen Gesichtern, die jetzt als Attribute weiblicher Schönheit hierzulande gelten. Fort mit den ätherischen Gestalten über den Canal! die Pariserin will ihren Platz gewichtig einnehmen und der Maler, der sie am besten schildern könnte, wäre Rubens.

Bei solcher Fülle wäre es mehr als ein Verbrechen, vielmehr ein Fehler, die Hüte unter den Falten eines verhüllenden Mantels oder Paletots zu bergen, und sinnige Couturiers und erfinderiſche Schneiderinnen haben einen wahrhaft genialen Compromiß zwischen Robe und Oberkleid gefunden. Der verbrämte und bis an die Hüften ungeschliffene Mantel ist vorn aufgeschliffen und durch seidene, dick in einander schließende Brandebourgs verbunden. Durch solche Deffnung gehen die Stickerien der Robe nicht verloren, und diese sind in der That ebenso mannigfaltiger wie sonderbarer Art. Auf den Grundton von dichtem Tuchstoff oder von dem noch immer beliebten Rococo sind Enten-, Adler- und Papageienköpfe hingezaubert und dazwischen schlängeln sich Guirlanden von Epheu oder wildem Wein. So etwas kann doch nicht durch einen gewöhnlichen Pelzpaletot anonym bleiben! daher die kurzen Mäntel mit dem offenen Brustflap. Liebhaberinnen von Platanen in ihrer Toilette lassen die Robe ganz oben am Halse drei Knöpfe hoch aufschneiden und füllen den also geschaffenen Raum durch eine lange Herren-Gravatte von Atlas mit entsprechender Brillanten- oder Perlmadel aus. Der höchste chic gipfelt aber darin, die Verbrämung des Mantels durch eine mattgoldene Einrahmung zur Geltung zu bringen. Ist der verbrämte Halbmantel aber zu umständlich und vielleicht für den täglichen Gebrauch zu feierlich und zu theuer, so hüllen sich die Schönen in einen langen Kedingoto von ganz englischem Schnitt aus blauem oder grauem Stoff. Dieses Bekleidungsstück ist keineswegs unvorthellhaft; es gibt den Damen einen männlichen Ansirich, gegen den jedoch ihr Gang protestirt.

Die Ball- und Soirée-Saison beginnt mit jedem Jahr später und dürfte kaum vor der zweiten Hälfte des Januar in Fluß kommen. Inzwischen begnügt man sich mit dem Besuch der Theater und hin und wieder werden etliche vorzeitige Diners angemeldet. Für letztere ist ziemlich dunkler Sammet vorgeschrieben; die Robe eng anschließend, mit großen hellfarbigen Quasten an der rechten Seite und nach rückwärts. Die Decolletage wird mit Bescheidenheit betrieben, ganz ausgeschlossen ist sie jedoch nicht. Aber vorläufig ist wenigstens die Hälfte der von Lyrikern und Prosaisten so gefeierten blendenden Naken ein Gegenstand züchtiger Discretion. Die Maria-Stuart- und Bernhardt-Krausen sind für jetzt ausgemustert, dafür trägt man gern glatte Kragen aus blendend weißen, feinen Spitzen, die unter den Sammetcollets hervorklingen. Die kommende Ballisaison ist selbstverständlich in der Debatte; Pläne werden gerührt und ausgearbeitet, ja es finden sogar Damen-Conventikel statt, die nur der Herausgeber des Fachblattes la vie parisienne würdig und draſtiſch genug schildern könnte. Nur große Schneiderherren wurden zu diesen Beratungen zugelassen. Da jedoch nach einer derartigen Conferenz das absolute Stillschweigen noch schwieriger fällt, als nach einer geheimen Ministerberatung, können wir verrathen, daß, falls die tonangebenden Königinnen der Mode nicht ihr Reich verlieren, rosa in den Tanzsälen dieser Saison vorherrschen wird. Allerdings nicht das einfache, bescheidene, billige Rosa der kaum den Kinderrädchen entwachsenen, polkaſüchtigen Fräulein, sondern ein schwerses, gewichtiges Rosa, das sich an citrongelbe oder weiße Jupons anſchmiegt. Eine solche Toilette trug Fräulein Brindeau vom Gymnase-Theater in Feuillet's Stück „Le Roman Parisien“, und da die betreffende Künstlerin sehr hoch gewachsen und voll ist, haben Damen, die zwar nicht zum Theater gehören, sich aber ebenfalls eines emporschleichenden Wuchses und der vorgeschriebenen Fülle erfreuen, decretirt, daß diese citrongelbe Rosa-Toiletten auf den großen Ballen des Winteranfangs modern sein solle. Die Schleppe der Ballkleider sind durchaus nicht von kurzem Athem und werden sich auf den Teppichen der Salons sehr gut ausnehmen. Aber wir haben ja noch über vier Wochen zu warten, bevor die eigentliche Ballisaison beginnt. Man vertröstet sich bis dahin mit der Toilette pour la visite. Die Blondinen zeigen eine starke Uneignung für dunkelrothen Sammet mit viel-or, legen aber bei solchen Anlässen den Rosa-Hut ab und begnügen sich mit einer kurzen, haubenartigen, stark vergoldeten Coiffüre. Die selbstbewußte aristokratische Erscheinung zu vervollkommen, stützen sich die so abjurirten Damen auf ein zierliches spanisches Rohr mit stark umgebogenem, hölzernem Griff, ganz nach der Herrensrobe des Tages. Auch zur Zeit der Fronde trugen die Damen Stäbe, aber es waren keine spanischen Köhrchen, sondern solide, massive Felsberensstöcke, die bis an's Kinn hinaufreichten, während die Bänder schier zur Erde gelangten. Vielleicht, daß man auch dahin kommen wird. Wenn es nur excentrisch ist, so findet es Beifall, und excentrisch vom Kopf bis zur Zehe ist heute die Pariserin. Während für das Haupt in der oben angebeuteten Weise georgt ist, feden die zierlichen Füßchen in hübsch polirten Pantoffeln, die oben auf mit Pantoffel-Brocaderie besetzt sind und übrigens bei dem jetzigen leibigen Wetter sehr praktisch zu verwenden sind.

**Eine Zigeunerin.** Gemälde von J. Rougeron. Die Cultur, die alle Welt belect, hat unter allen Völkern und Stämmen Europas den Zigeunern noch immer am wenigsten beizukommen vermocht. Das geheimnißvolle Nomadenvolk verschmäh't in den meisten Ländern auch heut noch das sechste Leben der anderen Bewohner und sucht durch alle Mittel sich dem Zwange zu entziehen, welcher es dazu nöthigen möchte. Ihre Mitglieder betreiben noch immer vorzugsweise jene Handwerke und Künste, welche ihre umherziehenden Stammesgenossen zu üben pflegen. Vor Allem die Musik, deren Talent ihnen zum geistigen Gemeinbesitz und Erbe gegeben zu sein scheint. Solch ein modernes Zigeunermädchen zeigt Rougeron's Bild in voller Lebens- und Charakterwahrheit dargeſtellt. Fremdartig, wie nicht zu ihrem innersten Wesen gehörig, kleidet ihre schlante Gestalt das Volantkleid nach der Mode der sechziger Jahre. Der dunkle, tiefbräunliche Ton der Haut auf Gesicht, Hals und Händen, die großen schwarzen, glühenden, scharf blickenden Augen unter den breiten Lidern, von dichten Wimpern umfaumt, unter fast horizontal gezeichneten, lang gestreckten Brauen; das lockige schwarze Haar, das in reicher Fülle zu beiden Seiten bis auf die Brust herniederwallt; die fein geformten Handgelenke und die schlanken Finger der schmalen Hände kennzeichnen das interessante Kind als eine Tochter jenes uralten Volksstammes, dessen Ursprung und Herkommen die historische Forschung bis heut noch nicht nachzuweisen und des verhüllenden Dunkels zu entkleiden vermocht hat. Das Tambourin hängt ruhig an den Fingern ihrer Linken. Unbeweglich steht die Gestalt da. Die

schönen Augen still beobachtend und halb bedeckt von den Lidern zur Seite gerichtet. Aber man sieht es ihnen an, daß sie sich zur doppelten Größe erweitern und wilde Flammen aus ihren dunkeln Tiefen sprühen, daß diese jugendlichen Glieder sich, vom Taumel erfasst, im rasenden Tanz schlängelhaft winden, aufschellen und wirbeln werden, sobald jene feinen Hände die Schellentrommel über dem schwarzlockigen Haupt schwingen und raselnd und dröhnend ertönen lassen.

**Ein Sonntag-Abend in Scheveningen.** Ein Sonntag-Abend, ja! und ein so behaglicher, voll gemüthlicher, wie ihn sich die alten durchwetterten Theerjaden nur wünschen mögen. Da liegt die See so friedlich und sonnenblühend, und das Auge verliert sich über ihrem Spiegel hin in's Unermessene. Durch den wehenden Strandhafer der Düne schreiten Arm in Arm die jungen Dirnen im Sonntagsschmuck dahin — und ihr Plaudern und Lachen klingt in die Unterhaltung hinein, die die Alten beim dampfenden Thonpfischen unter dem Vordach der Strand-Taverne so traulich vereint hat. Und was für eine Unterhaltung! Wirren! einem rechten Holländer geht das Herz dabei auf und einem Seemann nun gar! Erzählt doch der Piter Janzoon wieder einmal (und er muß es wissen, denn sein Urhah war selbst mit dabei!) von dem großen Admiral Tromp, der in dreihundertzig Seeschlachten über die Feinde Hollands glorreich — o! so glorreich! — gesiegt hat, bis er endlich in der großen zweitägigen Seeschlacht vor Scheveningen, so um Anno 1653 herum, da er schon die Linie der „Engelmannen“ durchbrochen — „da brühen hinaus, gegen Nord-Nord-West, ihr Jungen, wo eben der Hamburger Dampfer seine Rauchsäule zieht — wie ein Feld schend, auf seinem eigenen Hinterbeck, drei Musketentugeln in der Brust, todt darnieder sank! Ja, ja, ihr Burſche, so einer kommt uns nicht wieder! He, Zantje! eine Kohle für meine Pfeife! Und, alles erwogen, ein Gläschen Schiedammer möcht' mir kaum schaden. Hab' ich mir die Kehle doch ganz trocken geredet!“

**Nachträge zur Weihnachts-Literatur.**

Gottlieb's „Berliner Märchen,“ dieses sinnige allerliebste Büchlein, das seine Stoffe selbst in dem nichternen verjandenscharfen Berlin zu finden und den Kindern unmittelbar an's Herz zu legen weiß, erscheint dieses Jahr in der III. Auflage (Berlin, Walther & Apolant) und verdient die herzlichste Empfehlung. — Ein im Georg Stille'schen Verlage in Berlin erschienenen Buch: „Märchenstrauch für Kind und Haus,“ mit Bildern von R. P. Mohr, überrascht durch seine Schönheit. Man muß diese Märchen lesen, um sich zu überzeugen, daß auch nach den Gebrüder Grimm, Müllers u. die alten ewigen Stoffe: Rothkäppchen, Dornröschen u. u. mit reizender Frische wie neu und nie gehört erzählt werden können, und man muß diese köstlichen Bilder von Prof. Mohr sehen, um zu erfahren, wie diese ganze Märchenwelt auch vor dem Auge des Kindes ausgebreitet werden kann, so daß zwischen Wort und Bild die vollste Harmonie hergestellt ist. Ein Blick in dieses Buch übt seinen Zauber selbst noch auf uns Alten aus. — Eine wahrhaft graziose Erscheinung auf dem Büchermarkt bilden „Die Lieder des Fagen Gherubin.“ Illustriert von Fritz Widgraf. (Berlin, Alexander Dunder.) Es war eine glückliche Idee, jenes anmüthige Kind der Muse Beaumarchais', dem Mozart's holde Musik einen unverlierbaren Platz an unseren Herzen, genauer gesagt: am Herzen der Frauen bereitet hat, zum Träger einer Reihe lyrischer Selbstbekenntnisse zu machen, die zusammen ein Bild seines Lebens — wie es unserer Phantasie vorſchwebt — geben könnten. Der anonyme Verfasser hat sich ganz mit dem Geist galanter spanischer Liebenswürdigkeit durchdrungen und, weiser in der Form wie durchglüht von seinem anmüthigen Stoffe, einen Lieber-Cyclus geschaffen, der zu dem Reizendsten seiner Art gehört. Charakteristische Illustrationen, zum Theil sehr grazios, geben dem Büchlein, das — wir sagen es voraus — vieler schöner Augen stillverwahrte Lieblingslectüre werden wird, einen weiteren Schmuck. Der Einband ist ein kleines Kunstwerk für sich. — Aus dem altbewährten Verlage von E. C. Meinhold & Söhne in Dresden ging ein trautes Büchlein hervor: „Das Kind und seine kleine Welt.“ 32 Originalzeichnungen von Wilh. Claudius, mit Versen von Johannes Trojan. Es hält durchaus, was sein Titel verspricht. Die ganze kleine Welt des Kindes, mit allen ihren Freuden und Leiden, spiegelt sich in diesen Bildern von Claudius und die Verslein sind überaus herzig und ganz in Trojan's bester Art. — Ernst Lausch und Fr. Aug. Glatz: „Die Kinderstube,“ d. i. Was man seinen Kindern erzählt, wenn sie zwei bis sechs Jahre alt sind, zwei Bände (Leipzig, D. Spamer), macht nun schon zum fünften Male seinen Rundgang durch die deutsche Familie. Das schon früher von uns empfohlene Buch ist in der neuesten Auflage nicht unwesentlich verbessert. — Tony Schumacher gibt in einem hübschen, durch meist wolgelungene Holzschnitte paplich illustrierten Büchlein unter dem Titel: „Ich gratulire!“ (Leipzig, D. Spamer) eine in kinderreichen Familien immer erwünschte Sammlung von Gelegenheits-Gebüchlein und Aufführungen zu Familienfesten für die Kinderwelt. Daß die Verfasserin den Texten zur Ausführung auch die dazu nöthigen einfachen Costüme in instructiver Zeichnung beigegeben hat, erhöht die Brauchbarkeit des Büchleins. — Zu den besseren Märchenbüchern des diesjährigen Weihnachtszeitges gehören: Luise Pöhl's „Illustriertes Märchenbuch.“ (Ulm, J. Ebner.) Hier sind 16 der beliebtesten Märchenstoffe in gefälliger, der Auffassung von Kindern wirklich entsprechendem Tone neu behandelt und durch schlichte Holzschnitte illustriert. Ein bescheidenes, aber nicht werthloses Buch. Als Ergänzung dazu gibt die Verfasserin das „Illustrierte Theaterbüchlein“ (Ulm, J. Ebner), 3 Bändchen, in denen auf recht geschickte Weise dieselben Märchen dramatisirt sind, so daß die Kinder, unter leichter Nachhilfe, dieselben in eigener Person aufführen können, eine Unterhaltung, mit der, wie bekannt, Charles Dickens die frappantesten Wirkungen bei Groß und Klein erzielte. — Hermann Wagner's „Entdeckungserien in der Wohnstube“ (Leipzig, D. Spamer), mit 100 Abbildungen, die nun schon viele Jahre hindurch dem Kindesauge den Blick eröffnen in die Wunder der nächsten Umgebung und zu ihrer Beherrschung angeleitet haben, treten in 5. Auflage hervor. Mögen sie immer neue Beachtung und Einführung in die Familien erfahren. — Das in W. Spemann's Verlage (Stuttgart) erscheinende „Neue Universum,“ enthaltend die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, darf in seinem eben auftretenden 3. Jahrgang mit Genugthuung begrüßt werden. An der Vervollkommenung des inhaltreichen und formgewandten Buches ist wieder treulich gearbeitet worden und alle neuesten Culturwerke haben kürzere oder längere Darlegung, unterstützt von musterhaften Holzschnitten, erfahren. Das Ganze ist ein

Schatzfüßlein des Wissens von den Wunderwerken der modernen Wissenschaft und Technik.

In dem gefällig ausgestatteten „Gedenkbuch für junge Mädchen,“ mit 26 Illustrationen nach Aquarellen von Marie Beeg (Stuttgart, Nishle), ist jeder Tag des Jahres mit einem schönen Dichterpruch bezeichnet und der untere Raum zu einem selbstgeschriebenen Gebicht, vielleicht auch zu einem tagebuchartigen Herzenserguß. Das Neuzugere des starken Bandes ist prächtig.

Garten- und Blumenfreunden (und Freundinnen) wird es willkommen sein, von einem recht guten Hilfsbuch zu hören, mit dessen Beistand und Unterweisung sie alle die Lieblingsarbeiten in Anlage, Bestellung, Pflanzung und Pflege des Gartens vollkommen sicher, ohne Hilfe eines Gärtners, vornehmen können. Es ist dies das nun schon in vierter, durch die renommirten Gartenkünstler Th. Nietner und Th. Rümpfer völlig umgearbeiteter Auflage bei Paul Parey in Berlin soeben erschienene „Gartenbuch von Schmiedlin.“ Es hat vorzugsweise den sogenannten bürgerlichen Garten im Auge und lehrt, wie auf beschränkter Bodenfläche, ohne große Mittel, mit eigener Hand ein kleines Gartenparadies herzustellen sei; die Anweisungen sind durch 751 höchst instructive Abbildungen unterstützt. Wir kennen kein besseres und zweckmäßigeres Handbuch dieses Genres!

Aus dem G. F. Amelangschen Verlage gingen uns, leider zu spät für diese Nummer, zwei sehr empfehlenswerthe Bücher zu: „Deutscher Humor in Wort und Bild“ und „Frauen-Previer für Haus und Welt,“ vorzüglich zu Geschenken geeignet. Wir kommen auf dieselben, ebenso wie auf „Liebesgrüße,“ herausgegeben von Julie Dohnte (Leipzig, Friedr. Brandstetter), ein schönes Buch, ausführlicher zurück.

**Die Mode.**

Unmerkbar leise hat uns die Welle der Zeit hinübergeführt in ein neues Jahr und wir stehen wieder vor dem großen Räthsel: Neujahr! Eine Welt von Zukunftsgeanken erfüllt mit dem einen Wort Ihr junges Köpſchen, m'amie! Hoffen und Wünschen, Zweifel und Fürchten — hier Sonnenblicke, dort Wolkenſchatten.

Doch „Glück zum Gruß“ sind die ersten Jubelstöße, mit denen das Frühroth des jungen Jahres in glückverheißenden Strahlen die Welt überglänzt, und „Glück zum Gruß“ sei auch von mir Ihnen geboten zu der Aera der Feste und des Stanzes, die mit dem neuen Jahr zugleich in ihre Rechte tritt. Das sind auch für die Mode die Tage des pulsirenden Lebens, in denen sie, ganz und voll zur Geltung gelangend, ihr „Sesam öffne dich“ spricht und unser Auge durch reiche Schätze blendet. Wie werden alle die zarten duftigen Stoffe leuchten, schimmern und bestücken, die durchsichtig wie Lichtgewebe die Gestalt umkleben und in der Bewegung des Tanzes wie leicht bewegte Farbenwellen flimmern! Ihr Anblick allein zaubert jeder eben erblickten Maid Lächeln und Melodien ins Ohr, daß sie fast mechanisch den kleinen Fuß hebt. Ihrer sei denn auch in erster Linie mit all den Tarlatans und Gazarten gedacht, die in dieser Saison in der größten Verschiedenartigkeit zu Balltoiletten sich formen. Von vorn herein hebe ich hervor, daß weiße Stoffe die meist bevorzugten für ganz junge Mädchen sind und daß dazu die Mode aus dem Schatzfüßlein ihrer Erinnerungen die graziosen Niedergürtel und Niedertailen sowie schmales farbiges Atlasband als Garniturmotive herbeigeholt hat. Sie wirken zu den leichten, weißen Stoffen, im Verein mit passendem Blumenſchmuck, ganz brillant und bieten den angenehmen Vortheil, bei aller Anmüth eine billige Garnitur darzustellen. Für den süßreien Rod solcher Toiletten dicirt die Mode 6, 8 oder mehr schmale, plüſſirte oder in Tüllfalten gelegte und mit Atlasbändchen besetzte Volants, deren oberen Abschluß eine Draperie aus glattem oder aus buntbrochirtem Tarlatan (somis) bildet. Gürtel und Schleifenschmuck von der Farbe des Bandes gehören dann zur Vollenbung einer Toilette, wie Abb. 1 sie zeigt. Eine Variation dieser Bandgarnitur besteht darin, daß man den Rod aus uni-Stoff mit Rüschen und Puffen reich garnirt und für die Summa-Draperie einen Stofftheil, Streifen bildend, mit schmalen Band besetzt. Schräg in Falten arrangirt, wirkt diese Garnitur außerordentlich hübsch, doch empfiehlt es sich, als Vermittelung des übrigen Toilettenzubehörs eine Niedertaille oder einen Niedergürtel von der Farbe des Bandes anzulegen. Einen für diese Zwecke sehr verwendbaren Satin führt die Firma Heese (Berlin, Leipzigerstraße 87), dessen Gewebe aus Seide und Wolle hergestellt, consistenter und weniger empfindlich gegen Kniffe und Druck ist, als die Stoffe aus Seide und Baumwolle. Die Leuchtkraft der Farbe wetteifert außerdem mit der der reinseidenen Gewebe. Hier und da begegnet man auch den mit Silber durchwirkten Tarlatans und goldbedruckten Linons, die, wie früher schon, mit glattem Stoff zusammengestellt werden, doch zeigt die Mode diesen Stoffen gegenüber noch einige Reserve. Andere von der erwähnten Firma für Ball- und Gesellschafts-toiletten gebotene Novitäten, die das Genre der Eleganz wie der Belegenheit vertreten, sind farbige, glänzende und auch matte Seidengrenadines mit reichen Blumen- und Blättergewinden auf nebartig durchbrochenem Grunde. Außerst zart und fein sind die Imitationen spanischer Spitze und Grenadine mit Chenillebeſſin; billigere Qualität findet sich in den halbseidenen Grenadines, d. i. solche aus Wolle und Seide und Garn mit Seide. Die Seidengazzen uni und brochirt, gestickt, gestreift, bunt und einfarbig, gaxe ganfrée und resillée, geben eben so zierliche wie empfehlenswerthe Toiletten und nicht zu vergessen, der so unendlich schmiegsame, weiche „Chally,“ den unsere Kinderhände an Mütterthens fältiger Robe bewundernd streichelten. Alle diese Stoffe können, je nach Geschmack und Verhältnissen, einer Zusammenstellung mit leichter Seide, mit Crèpe-Virginie, Kashmir, mousseline de laine und Satin unterzogen werden. Besonders begünstigt sind augenblicklich Toiletten aus Crèpe-Virginie mit gemusterter Grenadine und aus mousseline da



1.

laine mit gefärbter oder brochirter Seibengaze. Das ist Hauch und echte Anmuth, von der es heißt: „Et la grâce plus belle encore que la beauté.“

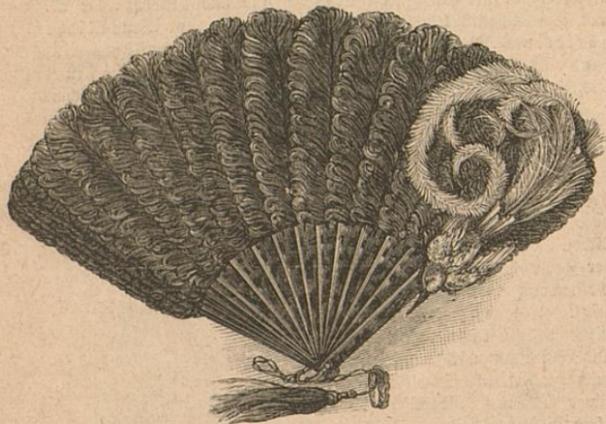
Ein Blick auf Abb. 2 und Sie finden das Gefagte bestätigt in einem Ballanzuge aus brochirter weißer Gaze, mit niederbörmiger Schneebentaille aus weißem Satin, Guirlanden aus bunten Rosen und einer Schleife aus schwarzem Sammetband, deren Enden lang herabhängen.

Und nun die Blumen! Was wäre eine Balltoilette ohne sie, die in der Jetztzeit einen so hohen Rang als Industriezweig einnehmen, die von so vollkommener Nachahmung, von so liebevoller Beobachtungsgabe der Natur zeugen, daß wir gern an die geistige Erbschaft



2.

genialer Künstlerinnen, wie der Fürstin Casiglione und der Gräfin Baubissin glauben. Naturwahre Rosenknospen mit dunklem Laub, Tausendfüßler und Dornblüthen mit thaubetropfen Gräsern und Farren, gelbliche Rosen mit glitzernden Blütenbüscheln, sammetne melancholische Tulpen, gedämpft glänzende Narzissen und Mummeln mit Schilfgehänge, Veilchen und Heliotrop, wie aus den Blumenbüscheln von Parma und Nizza, knitterige, seidene leuchtende Mohnblüthen mit staumigen graugrünen Blättern, Zittergras, Moosimitation, herblich-farbenmattes Weinlaub mit Beeren und den nasenden Vögeln daran, Schilfblätter jeder Gattung — kurz eng-verzweigt sind Mode und Flora. Hier geben sie aus ihren Gebilden kleine Kränzchen für das lockige jugendliche Haupt, fofette Schulters- und Taillenbouquets, Guirlanden für die Tunika oder ziemlich umfangreiche Schleppenbouquets. Und die lebenden duftenden Blüthen, die die Mode nicht gern über den Kindern der Phantasie vernachlässigt, bieten in gar gefälliger Form, und zwar in Gestalt eines Fächeres, der am Fächerhalm befestigt, frei herabhängt, zwei der angenehmfen Requisiten vereinigt. Der Fächer ist aber unter allen Verhältnissen der getreue Verbündete der Toilette, ob aus Blumen, Stoff oder aus Federn. Stark gefährdet ist die Ornithologie in dieser Saison, denn neben all dem Massenverbrauch der Hut- und Confections garnituren beanspruchen die Fächer die schönsten Federn der besten Vogelarten: Strauß, Marabout, Fasan, Copho-



3.

phore, Kolibri, Auerhahn und Paradiesvogel. Ein hübsches Contingent befiederter Lieferanten! (Abb. 3.)

Wenn auch im Großen und Ganzen die Mode ihre protegirende Hand von den ridicules und Pompadours vorjährigen Geschmacks etwas zurückgezogen hat, so weist sie ihnen doch da noch einen Platz an, wo sie wirklich Nutzen gewähren und eine Tasche eine Unmöglichkeit ist. Ich meine damit reizende kleine Pompadours aus gefaltetem Atlas und einer Malerei, die von ersterem eingerahmt ist; an einer starken Seidenschnur befestigt, lassen sie sich grazios umlegen und gewähren Raum genug für Taschentuch, Tanzkarte etc. Diese Beutel sind zugleich allerliebste Gegenstände für Geschenke auf dem Gebiete der Malerei und unterziehen sich den verschiedensten Motiven. Vorrätig in dem Modemaaren-Magazin von Heese. (Abb. 4.)

Haben wir mit vorstehenden Mittheilungen uns hauptsächlich an die Jugend gewendet, so seien jetzt Gegenstände der seriösen Altersstufe zur Discussion gestellt. Vor allem sei für die kommende Zeit nochmals auf die im Bericht Seite 366 d. Bazar 1882 besprochenen Novitäten, vorrätig im Magazin von H. Eißauer, Jägerstr. 23, aufmerksam gemacht,

für welche alle die schönen und geschmackvollen Mode-Illustrationen des Bazar geeignete Vorlagen sind. Des weitern belebenden Beiwerts aber gilt es dann zu gedenken in seinen mustergetreuen Coiffüren aus hauchzarten, mattrosa, blauen, weißen, cramo-farbenen Marabouts oder Fleureusen, die, entweder mit einem Kränzchen oder einem Zweig aus Blüthen, dieses überdeckend, zusammenarrangirt oder nur mit einer Brillant-, Aquamarin- oder farbigen Steinagraffe im Haar befestigt werden — ein reizender Schmuck im Styl der Renaissancezeit, den selbst die selbige Marquise Pompadour schon bevorzugte. An-

dere Coiffüren, ebenso anmuthig und bedeutend im Effect, bestehen aus einem großen gepreßten Sammetblatt, das durch ein Chignon von Spitzen und gläsernen Thautropfen indifferent gemacht ist, noch andere aus Goldspitze und farbigem Sammetbügel, denen eine Eigenart zuzerkennen muß. Die Goldspitze tritt übrigens mit dem Glanz der Salonkerzen wieder in die volle Lebenshaje, und Coiffüren, Gesellschafts-Häubchen, Schleifen und Theaterhüte bieten ihr mannigfaltige Verwendungen; ein dunkler gefärbter Sammet und einige Blüthen ihr



5.



6.

beigejelt, geben wundervolle Wirkung mit wirklich wenigen Mitteln. (Eine reiche Auswahl in diesem Genre führt die Firma Stegemann, Hoflieferant, Berlin, Jägerstr. 25.) Auch Chenille und vergoldete Gummiäste zu einem Flechtwerk arrangirt, durch schöne halberblühte Rosen belebt, sind ein Motiv für kleidbare Coiffüren und für ein Collier zu jugendlicher Toilette. Im Verein mit einem Tuch aus schwarzer spanischer Spitze, geniale gefest, bildet es für ältere Damen eine Art Theaterhut, der an die spanische Mantille erinnert. (Abb. 5 zeigt die Coiffüre auf dem Kopf, mit einem Spitzentuch arrangirt, Abb. 6 ohne ein solches, wie es als Coiffüre mit hinten herabhängenden Blüthen getragen werden kann. Bezugsquelle: Leseher, Unter den Linden Nr. 19.)

**Beschreibung des colorirten Maskenbildes vom 1. Januar 1883.**

Fig. 1. Schäferin. Der Rock und die Taille sind aus rosa Seidenstoff hergestellt und mit Blumen von blauem Atlas und mit Schleifen von rosa Atlasband verziert; die Taille erhält am oberen Rande eine Garnitur aus gefaltetem weißen crepe, sowie kleine Aermel aus Spitze. Weißer Filzhut mit rosa gefütterter Krempe, Rosengewinde und Bandschleifen vervollständigen das Costüm.

Fig. 2. Französische Bäuerin. Kurzes cramo-farbenes Rajahmirkleid mit weißen Bändern besetzt, Schärpe mit Gürtel aus gleichem Band, Schürzen aus weißem gestreiften Stoff. Der Anzug wird durch einen breiten Kragen, sowie durch ein Häubchen vervollständigt; letzteres besteht aus einem mit Spitzen umrandeten Tuch, auf hohem Drahtgestell arrangirt.

Fig. 3. Harlequin. Gelber und schwarzer Atlas, sowie 4 Cent. breite Goldbrette und 3 Cent. breite Goldspitze bilden das Material zur Herstellung dieses Costüms, welches durch eine Halskrause und eine Harlequin-Hüte vervollständigt wird; letztere ist aus Carton und Draht hergestellt und mit gelbem und schwarzem Atlas besetzt, sowie mit Goldspitze, mit rothen Schleifen und Schellen garnirt.

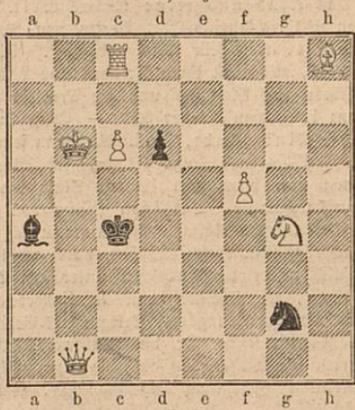
Fig. 4. Mexitanerin. Rock aus dunkelblauen Wollestoff, mit braunen Sammetpaten, Franzen und Pompons garnirt. Fächer aus blauem Sammet mit Aermeln aus cramo-farbenem Rajahmirk. Runder Hut aus hellem Filz mit Garnitur von blauem Band und Pompons.

**Schach.**

**Aufgabe Nr. 95.**

Von Aurelio Abela.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

**Scherz-Rebus.**



**Zweifelhige Charade.**

Freund, willst Du meine Erste ra-  
then —  
Du siehst beim lustigen Waber sie  
Und hast sie ohne große Müß'  
Am Bayonette des Soldaten.  
Auch schauet sie von einem Baume  
Des heißen Afrika herab — — —  
Ich will Dir helfen aus dem Traume,  
Der Baum, er heißet — Baobab.

Der Zweiten Haupt schmückt eine  
Krone  
Und eine Nacht so hoch und hehr,  
Wie sie im Geite nimmermehr  
Vorhwebt dem niederen Erdensohne.  
O Staubgebörner, sei zufrieden!  
Mit dem Geringen, das Du hast,  
Ich wohne mehr Glück in armen Hütten,  
Als in dem stolzeften Palaß.

Zum Ganzen liefert Herrlichkeit  
Und Schätze fast die halbe Welt.  
Wie das dem Herzen wolgefällt  
Und wie sich dran die Augen weiden!  
Es kann Dir viele Freuden spenden  
Und großen Segen Dir verleih'n.  
Du hältst es oft in Deinen Händen  
Und schaust neugierig oft hinein.

Erst.

**Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 6.**

Auf einer Glasfläche stehen 38 Rippesfiguren in folgender Art geordnet:

1	7	1
7	6	7
1	7	1

Es befinden sich also ringsherum auf jeder Seite 9 Figuren. Man soll nun dreimal je 4 Figuren entfernen und doch jedesmal die übrig bleibenden so aufstellen, daß ringsherum 9 stehen.

**Correspondenz.**

**Toilette, Mode, Handarbeit.** M. N. in B. Zur Anfertigung einer Daunenbede wählt man dichten, aber leichten Stoff, z. B. baumwollenen satin und durchsticht denselben in erforderlicher Länge in doppelter Stofflage in je 15 Cent. großen Zwischenräumen in seiner ganzen Länge. In diese, an einer Seite offenen Abtheilungen schüttet man die für jede derselben abgewogenen Federn (Daunen), näht alsdann den Querrand der Bede zu und vertheilt die Federn gleichmäßig. — A. K. in Vera. Abb. Nr. 32 Seite 22 d. B. — A. G. in Br. — A. v. R. in Jassu. Ein Monogramm in diversen Größen und Schriftarten im Interesse einzelner Abonnenten zu bringen, verbietet der beschränkte Raum unseres Blattes. Sie werden durch C. W. Seyl, Berlin, Alte Jakobstraße 76, das Gewünschte erlangen. — v. M. in H. Da man das Feinen vor Beginn des Sittens in einem Rahmen spannt, so kann das Gewebe während des Sittens nicht zerrissen werden. — F. F. in Prag. Einfindungen selbsterfundener und schöner Häfelproben sind stets willkommen, doch müssen wir die Bedingung stellen, daß jeder Arbeitsprobe die Honorarforderung beigelegt wird. — Eine Abonnentin seit 1856. Wir müssen darauf verzichten, Ihnen eines dieser Institute zu empfehlen, da wir dieselben nicht genügend kennen. — Marie P. in M. Derartige Wünsche vermag ein den Interessen von Hunderttausenden dienendes Modejournal nicht zu erfüllen, wenden Sie sich an eine Tapissierhandlung. Die Bordüre Abb. Nr. 2 auf Seite 18 d. B. oder Abb. Nr. 50 Seite 38 d. vor. J. eignen sich beide für das Artstück. — C. Sch. in H. Vielleicht erreichen Sie durch den Letzteren, Berlin, Königgräberstr. 90, Ihr Ziel. — H. F. in Dr. b. Z. Die Tapissier-Manufactur von J. Seligmann, Berlin C., Gertraudenstr. 22. — Veilchen in K. Schnittmuster eines Badstift können Sie von der Administration des Bazar gegen Einfindung von 50 Pf. beziehen. — J. W. in Steur. Für Soutache-Verzierung überträgt man das Dessin entweder auf den Stoff oder auf Seidenpapier, heftet letzteres dem Stoff auf, näht die Soutache auf und zapft dann das Seidenpapier aus.

**Verchiedenes.** S. N. Der von uns im vorigen Jahre empfohlene Kichenkalender von König & Ehardt in Hannover ist auch für das Jahr 1883 erschienen; seine für jeden Tag im Jahre und zum Abreiben bestimmten Blätter enthalten eine Fülle von guten Recepten, wie nicht minder gut ausgewählten Sprüchen. Dem Kalender ist ein Register beigegeben. — Jedem Anfänger in der Pflanzenkunde darf heute noch das Linne'sche Pflanzenregium als Grundlage für das Studium empfohlen werden. Wesentlich erleichtert wird letzteres freilich, wenn dem Lehrmaterial gute naturgetreue Abbildungen der Pflanzen eingefügt sind. Ein empfehlenswertes Werk, das diesen Anforderungen entspricht, ist der mit vielen colorirten Abbildungen geschmückte, im Ertheimen begriffene „Pflanzen-Atlas“ nach dem Linne'schen System von Carl Hoffmann & Hoffmann's Verlag in Stuttgart; er erscheint in Lieferungen à 90 Pfennig, 6 bis 8 Tafeln enthaltend. Der kurze Text gibt Notizen über Vorkommen, Verwerthung etc. der wichtigsten europäischen Gewächse und außeruropäischen Culturpflanzen. — C. A., Kaiserslautern. Unter „Jungfer Hanke“ ist in dem Gedichte die Pflanze verstanden, welche sich, vom Wind gepeitscht, unter das trockne Lobdach des Fiskhutes flüchtet.

**Bazar - Album**

enthaltend

Sechs farbige Musterblätter für Buntstickerei u. Majolika-Malerei, mit zwei Dessinsbogen und Text.

In eleganter farbiger Einb-loppe.

Inhalt:  
Leipzig. Kreuzstich-Steiderei.  
Tischdecke. Buntstickerei.  
Portiere mit Bordüre.  
Tabouret und Kissen.  
Drei Bordüren.  
Majolika-Vorlagen.

Preis 5 M.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen, sowie direct von unserer Administration, Berlin SW., 4. Entseplaz, gegen Einfindung von M. 5.50 incl. Porto.



**Bazar-Einbanddecken f. 1882**

in eleganter Goldpressung und Schwarzdruck mit reichster Vergoldung (Preis 2 M. 80 s.). — ferner offeriren wir

**Bazar-Sammel-Kasten,**

in Form eines elegant gebundenen reich verzierten Buches, die zur bequemsten Aufbewahrung der einzeln erscheinenden Nummern und Supplemente dienen. Diese Kasten tragen keine Jahreszahl und können dauernd zu vorgenanntem Zweck verwendet werden. Preis 4 M. (reich vergoldete Ausgabe) und 3 M. 50 s. (einfachere Ausgabe). Jede Buchhandlung übernimmt die Besorgung.